7469

EX MUNIFICENTIA
FERDINANDI III. M. E. D.
DIE 9. IUNII 1791.

P. 3. 170.

X 11.

ANON. Sogno
filosofico e patriotti-
co di un amico degli
uomini. Zurigo 1758.

Digitized by Google

Philoſophiſche

und

Patriotiſche

Träume

eines

Menſchenfreundes.

BIBLIOTHECA

Mihi neceſſe eſt loqui, nam ſcio Amyclas tacendo periiſſe. LUCILIUS.

Zweyte und vermehrte Auflage.

Zürich, bey Conrad Orell, und Comp. 1758.

Pudor, modeſtia, juſtitia, quibus omnis civilis ſocietas conſervatur, a civitate exſulant, in qua paupertas & neceſſitas ab una parte regnant, ab altera ſatietas & ſuperbia. Dionys. Halic. Lib. VI.

An Herrn Bodmer.

Ein Werkgen, das keinen andern Gegenſtand hat als Wahrheit und Tugend, kann niemand mit gröſſerm Rechte geheiligt werden, als einem Manne der nie-

mals keinen andern Gebrauch von ſeinem Verſtande gemachet, als dieſelben zu erkennen; von ſeinem Herzen als ſolche zu lieben und auszuüben; und von ſeinem Wize als dieſelben durch alle Reize der Dichtkunſt und der Beredſamkeit der Welt liebenswürdig vorzuſtellen.

Empfangen Sie alſo, **Mein Herr**, von einem Unbekannten dieſes Opfer einer ungeheuchelten Hochachtung. Ich werde mich glüklich ſchäzen, wenn Sie mir **Ihren** Beyfall nicht verſagen. Ich werde mich tröſten, wenn meine Schreibart, aber nicht wenn meine Denkungsart, **Ihnen** und andern Tugendhaften mißfallen ſollte.

Im Mayen 1755.

Regiſter.

	Blat.
Der Eingang.	1
Die Menſchheit.	13
Die Menſchen.	25
Die Afterpolitik.	38
Der Trieb zur Vollkommenheit.	50
Die Triebfedern der bürgerlichen Geſellſchaften.	64
Die Verderbniß.	75
Das Elend.	88
Die Ungleichheit der Stände.	100
Die Freyheit.	119
Der Ehrgeiz.	130
Die Patricier, oder die Ariſtocratie.	142
Die Bürger, oder die Democratie.	154
Die Handelſchaft.	178
Die Städte.	190

Die

Digitized by Google

Regiſter.

Die Gelehrtheit. 201
Das Frauenzimmer. 218
Die Wünſche. 221
Die Hofnung. 235
Der Beſiz. 246
Die Geſellſchaftlichkeit, und die Ergezlichkeiten. 252
Die Auferziehung. 266
Die Ordnung. 278
Die Religion. 284
Der gute König. 297
Die glükſelige Republik. 300
Der Patriot. 303
Der Antipatriot. 328

Eingang.

Digitized by Google

Eingang.

Ohne weit ausſehende Abſichten, ohne Ehrgeiz, und ohne Eigennuz lebe ich in einer Stille, die den Gröſten und den Vornehmſten der Erde beneidungswürdig ſcheinen würde, wenn ſie eine Empfindung von einer ſolchen Glükſeligkeit zu haben fähig wären. Mein Hauptgrundſaz, bey den izigen Umſtänden der menſchlichen Geſellſchaft, iſt allezeit dieſer: Wer wol verborgen geweſen, hat wol gelebet.

Wenn eure Schäze, groſſe und mächtige Handelsleute, die ihr bald wie die von Tyrus und Sidon euch über die Fürſten der Erde erhebet, meiner Seele iemals einen eiteln Wunſch ausge-

preſſet, ſo widerrufet ſie ihren Irrthum feierlich vor dem ganzen Volke, und verwirft ihn als ihrer unwürdig.

Eure Hoheit, Mächtige, über mich und andere erhabene, und vor allen geehrte Mitbürger, ſo groß und ſo verblendend ſie in den Augen des groſſen Haufens iſt, ſcheinet mir allezeit gefährlich, und niemals groß, als wenn derjenige, der damit bekleidet iſt, nicht aufhöret ein Bürger zu ſeyn. Meine Ruhe würde ich auf keine Weiſe mit euern Schäzen vertauſchen, und ich würde ſie niemals der Hoheit, die euch nach Ehrenſtellen ſo lüſtern machet, ſondern bloß dem Beſten des Vaterlandes aufopfern.

Indeſſen iſt weder Trägheit, noch Menſchenfeindſchaft, noch Unfähigkeit zu empfinden was groß und edel iſt, der Grund dieſer Denkungsart bei mir. Ich habe ſie allein der Liebe zur Wahrheit und zur Tugend zu verdanken, die mir diejenigen, die meine Auferziehung und Unterweiſung beſorget haben, von Kindheit an eingeflöſſet, und

welche

welche glükſeliger Weiſe durch die Vorurtheile, die man in dem Umgange der Menſchen und in der groſſen Welt ſchöpfet, nicht iſt erſtiket worden.

Es kann ſeyn, daß mein Temperament einen Hang zu einer gewiſſen Trägheit bei mir verurſachet, und daß ich demſelben die Entfernung von den unnüzen, und Zeit- und Gemüthverderbenden Vergnügungen der Menſchen ſchuldig bin. Ich erkeñe es als eine Gutthat der Vorſehung, daß ſie durch die Mittheilung ſanfterer und gemäßigter Triebe und durch die Abhaltung von verderblichen Vergnügungen mich zu der Erkenntniß und Liebe des Wahren, Schönen und Guten, fähig gemachet hat. Dieſes waren auch, ſeitdem ich denken kann, meine erſten Neigungen, und diejenigen, denen ich beſtändig treu geblieben, oder vielmehr, zu denen ich allezeit zurükgekehret bin, wenn die Nichtigkeit und die Eitelkeit der andern meiner Seele das gründliche und wahre Vergnügen, das ſie derſelben verſprachen, nicht gewähren können.

Auf dieſe Weiſe bin ich von meiner erſten Jugend an, von Wiſſenſchaft zu Wiſſenſchaft, von Erkenntniß zu Erkenntniß geirret, und habe gleich einer Biene aus jeder das Angenehmſte und das Süſſeſte herausgezogen. Ich fand an jeder was Anzügliches, und wenn mein Geiſt Fähigkeit genug beſeſſen hätte alle zu erlernen, ſo würde mich keine Mühe gedauert haben, einen ſo unſchuldigen und ſo dauerhaften Schaz von edeln und reinen Vergnügungen zu ſammeln.

Alleine da ich den übrigen nur gleichſam flüchtig, und im Vorübergehen den Hof machen durfte, ſo wählte ich diejenige, die den Menſchen und den Bürger zu Gegenſtänden hat, zu meiner Geliebten; die unſchuldige und beſcheidene Philoſophie. Nicht dieſe ſtolze und verwegene, die zu unſerer Zeit den Staat und die Religion untergräbt, ſondern diejenige, die mit furchtſamen und behutſamen Schritten dem Tempel der Wahrheit und der Tugend mit derjenigen Ehrfurcht ſich nahet, die man dem unendlichen Urheber derſelben

ſchuldig iſt. Dieſe verachtete und von euch Klugen dieſer Welt ſo ſehr gedrükte, oder von denen, die ſich in den Schulen Weltweiſe zu nennen pflegen, entehrte wählete ich zu meiner Freundin; eben ſo einfältig als derjenige, der eine tugendhafte und verſtändige Schöne, die aber arm iſt, einer reichen und ungezogenen vorziehet. Machiavell und Ariſtoteles würden mich weit eher auf die Bahn der Ehren geführet haben, als Plato und Moſes. Allein in dem Anfange verſtund ich die Sache nicht beſſer. Die Wahrheit gefiel mir mehr, weil ſie mit den Empfindungen und den Trieben meiner Seele mehr harmonierte; und nachher fand ich keine Urſache meine Wahl zu bereuen, weil ich ſchon gelernet hatte deutlich einzuſehen, daß alle Hoheit und Schäze dieſer Welt gegen dem Vergnügen, das aus dem Gefühle der Tugend entſpringet, für ein wolgebildetes Herz unſchmakhaft und reizlos ſind.

Schon in den erſten Jahren fand ich ein unbeſchreibliches Vergnügen an den heroiſchen Tha-

ten, die uns die griechiſchen und römiſchen Schriftſteller von ihren groſſen Männern erzählen, und noch ein gröſſeres an den ſanften und erhabnen Tugenden der verehrungswürdigen Patriarchen, davon wir die Erzählungen in unſern heiligen Büchern finden. Als meine Vernunft reifer geworden, und die Urſachen der Dinge, die mich bisher gerühret, vergnüget und betrübet, zu entwikeln angefangen, fand ich immer mehr Gründe die Tugend und die Wahrheit ſchön zu finden, die Harmonie meiner Empfindungen mit denſelben zu billigen, und dieſe immer mehr zu erheben und zu verbeſſern. Ich machte hieraus auch meine allerliebſte Beſchäftigung, und ſchuf mir in meinem Kopfe ein Bild von einer Vollkommenheit, welches mir nicht minder gefiel als dem Pygmalion ſeine geliebte Bildſäule.

Ich hatte mich bis dahin mit nichts als mit meinen Erkenntniſſen beſchäftigt, und das, was auſſer mir in der Republik und in der Welt vorgieng, war mir ſo fremde, als dasjenige, was

die Einwohner des Mondes und des Saturnus in Bewegung ſezen kann. Ich kam in mein Vaterland, wie in die Höhle des Plato, zurüke, und als ich auf das, was ich darinnen bemerkte, meine Betrachtungen warf, fand ich nichts als Unordnung, Verwirrung und Dunkelheit. So gehet es demjenigen, der von einem luſtigen Spaziergange, wo die helle Sonne alles erleuchtet, in einen, auch den allerprächtigſten, Schauſpielſaal tritt.

Nach und nach wurden dennoch meine Augen geſchikter die dunkeln Gegenſtände zu unterſcheiden, die Verhältniſſe derſelben zu entdeken, und die wunderſamen Verknüpfungen davon aufzulöſen. Ich fieng an mich in diejenigen Sachen zu finden, die mich bis zur Erſtaunung befremdet hatten, und ich hätte mich vielleicht ſo gut als jemand darein geſchiket, wenn ich nicht bisweilen in das Land der Wahrheit zurükgeblikket hätte. Ich hatte darinne ſo viel Vergnügen gefunden, daß ich unmöglich das helle Licht, das ſie

uns gewähret, dem Schatten der Welt nachſezen konnte.

Ich fand eine neue Beſchäftigung und Nahrung für meine Seele an der Vergleichung deſſen das wirklich war, und deſſen das ſeyn ſolte. In dem Lande der Ideen fand ich nichts als Ordnung, Richtigkeit, Tugend, Gerechtigkeit und Erhabenheit. In dem Lande der Wirklichkeit hingegen nichts als Unordnung, Verwirrung, Falſchheit, Scheintugend und betrügeriſche Gröſſe. Ein Metaphyſicus, dem es vergönnet werden ſollte, einsmals einen Blik in die Wahrheit der Gegenſtände zu thun, mit denen er ſich beſchäftiget, würde keinen ſo groſſen Unterſchied zwiſchen ſeinem Syſtem und dem Weſen der Dinge finden, als ich hier nach und nach entdekete. So eine würdige und angenehme Beſchäftigung dieſes für meinen Geiſt war, ſo ward mein Herz innigſt dadurch betrübet und gerühret, daß der Menſch, der zu der Tugend und zu der Glükſeligkeit geſchaffen iſt, durch ſeine falſchen und irrigen Begriffe, durch

ſeine

ſeine unordentlichen, unbeſtimmten und verwirrten Triebe, von ſeiner Natur und von ſeiner Beſtimmung ſich ſo unendlich weit entfernete. Ich ward es noch vielmehr, meine Mitbürger, die mit mir in einem Staate lebten, davon die Tugend die Hauptfeder ſeyn ſoll, ſo ſehr von dieſer ſo gerühmten republikaniſchen Tugend abweichen zu ſehen.

Je mehr ich die Geſchichtbücher aller Völker mit Fleiß und Sorgfalt durchgieng, deſto mehr fand ich, daß es beynahe bey allen Völkern eben wie bey uns beſchaffen geweſen. Ich hätte mich bald verleiten laſſen zu glauben, daß es die menſchliche Natur nothwendig alſo mit ſich brächte. Allein die Tugenden der erſten Menſchen, die mir allezeit ſo reizend und ſo wenig verdächtig vorkamen, und das moraliſche Gefühl für das Schöne und Gute, das auch die lang eingeriſſene Verderbniß in den Herzen der itzigen nicht hat auslöſchen können, waren mir allzu beredende Beweisthümer von dem Gegentheile; und je mehr meine Zweifel mir dieſe Vollkommenheit und dieſe Tugenden als Hirngeſpinſte

eines jugendlichen Eifers vormahlten, deſto mehr beſtärkte mich eine tiefere und von keinen Leidenſchaften geſtöhrte Unterſuchung dieſelben möglich zu glauben. Freilich fand ich, daß den höchſten Grad derſelben bey umſchränkten und ſchwachen Menſchen ſuchen zu wollen ein Unverſtand wäre; allein ich fand, daß es kein geringerer Unverſtand ſeyn würde zu denken, derjenige Grad, der zu einem ruhigen und glükſeligen Leben nöthig iſt, ſey der menſchlichen Natur unmöglich.

Ich faßte daher meine Begriffe zuſammen, ich ſuchte aus denjenigen Wahrheiten, die mich die Vernunft von der menſchlichen Glükſeligkeit gelehret, und aus denen Erfahrungen, die ich von der menſchlichen Natur geſammelt, dasjenige heraus, was ich glaubte, daß es die Menſchen am meiſten bewegen könnte, ihre wahren Vortheile und die Rechte ihrer erhabnen Natur hervorzuſuchen und zu gebrauchen. Aus dieſem machte ich den täglichen Gegenſtand meiner Betrachtungen. Ich kann es auch aufrichtig ſagen, daß nichts mir ſo

viel

viel Vergnügen verurſachet hat, als dieſe meine menſchenfreundſchaftlichen und patriotiſchen Träume, und daß ich daran eine reizende Quelle von einer erhabnen und reinen Wolluſt gefunden habe, die alle Luſt übertroffen, welche mir die verführeriſche Welt jemals dargeboten hat.

Dieſe meine Träume will ich euch nun mittheilen, wertheſte Mitbürger! Nicht daß ich das Zuvertrauen zu meinen ſchwachen Kräften habe, daß ich die Welt verbeſſern werde. Aufs höchſte darf ich hoffen, daß die unwiderſprechlichen Wahrheiten, an die ich euch erinnern werde, denn die Natur hat ſie tief in eure Herzen eingegraben, die Leidenſchaften aber und die Vorurtheile haben ſie verdunkelt, den meiſten unter euch zu eurer eignen Schande den Beyfall auspreſſen werden.

Ich werde mich allzuglükſelig und belohnet genug ſchäzen, wenn eine kleine Anzahl ſich dadurch rühren läßt, die Herzen, die der Tugend und dem Vaterlande gehören, denſelben zu heiligen; und

die

die Ehre, rechtſchaffene Menſchen und gute Bürger zu ſeyn, dem Glanze der Reichthümer, dem Schimmer der falſchen Ehre, und den Reizen der Wolluſt vorzuziehen.

Digitized by Google

****

Die Menſchheit.

Ehe wir anfangen uns mit dem Bürger zu beſchäftigen, müſſen wir unſere Blike auf den Menſchen werfen. Wir ſind deswegen in die bürgerlichen Verfaſſungen getreten, damit wir die Glükſeligkeit, zu welcher uns die Natur geſchaffen, deſto ſicherer, ruhiger, und in einem höhern Grade der Vollkommenheit genöſſen. Laſſet uns alſo ſehen, wozu die Natur den Menſchen beſtimmet hat, um unterſuchen zu können, ob der Bürger nicht allzuviel fodere, oder ſich an allzuwenigem begnüge.

Ich will die Triebe, die die Natur in unſere Herzen geleget hat, einfältig durchgehen. Ich werde nichts vortragen, das eine tiefſinnige Unterſuchung, nichts das ein ſchweres Nachdenken erfodert. Die innere Empfindung, die Stimme die niemals in uns ſchweiget, wird bey jedermann

meinen

meinen Grundſäzen eine beyfallende Antwort ertheilen. Der Huron, deſſen Verſtand der Wiz des Bibers beſchämet, muß nothwendiger Weiſe ſo denken wie der Britte, der ſich ſchmeichelt alle übrigen Sterblichen an Tiefſinnigkeit zu übertreffen.

Der erſte Trieb, der Grundtrieb von allen übrigen, iſt der Trieb zu dem Daſeyn, oder zu dem Leben. Ohne dieſen läßt ſich die Menſchheit nicht denken, und alle Rechte, welche die Natur den Menſchen geſchenket hat, gründen ſich auf denſelben.

Aus ihm flieſſet unmittelbar das Recht auf diejenigen Güter, welche die milde Natur mit reicher Hand auf der Erden ausgeſtreuet, um die mächtigen Triebe zu unſrer Erhaltung, zu der Stillung des Hungers und des Durſtes zu begnügen.

Faſt eben ſo ſtark iſt der menſchlichen Seele eingepflanzet der Trieb zu der Freyheit; und die Herrſchaft über ſeine eigenen Handlungen hat für den Menſchen beynahe eben ſo groſſe Reize als das Daſeyn ſelbſt.

Dane-

Daneben hat die Natur, die den Menſchen mit ſo vielen und vieles vermögenden Kräften des Leibes und der Seele begabet, demſelben nicht minder ſtarke und mächtige Triebe eingegoſſen, dieſe Kräfte anzuwenden und thätig zu machen. Nichts iſt ihm ſo ſehr zuwider als die Unthätigkeit. Wenn nicht ein widernatürlicher Zuſtand unſre Kräfte hemmet, ſo ſehnet ſich der Geiſt beſtändig nach neuen Begriffen, das Herz nach neuen Gütern, und der Cörper, dem es an Bewegung und an Arbeit fehlet, wird eben ſo ſehr verdorben, als durch die zu ſtarke Anſtrengung.

Mit dieſen Trieben iſt auf das genaueſte verknüpfet der Hang, den Genuß dieſer natürlichen Vergnügungen und den Beſiz der Güter, die uns dieſelben gewähren, fortdauernd zu machen. Zu dieſem Endzweke dienet ihm inſonderheit der Trieb zu der Anſtrengung der Leibes- und der Seelen-Kräfte, durch die er den Beſiz dieſer Güter erhält, und ſie in einen Stand ſezet, darinn ſie ihm am längſten nüzlich ſeyn können. Hierzu giebt

die

die Natur einem jeden Menſchen ein unſtreitiges Recht, erſtlich ſo viel zu bearbeiten als er nöthig hat, und im Stande iſt ohne anderer Nachtheil zu thun, und dann das Bearbeitete als rechtmäßig erworben ſicher zu beſizen.

Daneben erfodert die Fortdauer dieſer Vergnügen, daß der Menſch ſich in dem Genuſſe derſelben und hiemit auch in der Arbeit mäßige, und dasjenige meide, was ihn dazu minder tüchtig machen kann. Er empfindet den Werth der Geſundheit ſtark genug, wenn er krank iſt. Hiezu iſt ihm die Anwendung ſeiner Vernunft nöthig, und dieſe hat ihm die Natur gegeben, um in ſeinen Trieben die gehörige Ordnung zu unterhalten.

Dieſer Trieb zu der Fortdauer in dem Menſchen äuſſert ſich in Zeiten, da er nicht mehr ſeyn wird, und dähnet ſich weiter aus als auf ſeine Perſon. Die Natur hat ihm einen ſtarken Trieb eingegoſſen ſich fortzupflanzen, und eine Begierde ſein Glük auch in ſeiner Nachkommenſchaft fort-

dauern

dauern zu ſehen. Dieſer beſtehet aus verſchiede-nen natürlichen Trieben.

Der erſte und der mächtigſte iſt derjenige, der ein Geſchlecht zu dem andern mit einem unwiderſtehlichen Zuge neiget. Auf dieſen ſcheinet die verſchwenderiſche Natur alle ihre Reize ausgegoſſen zu haben. Ihn hat ſie mit einer Kraft verſehen, die über alles gehet. Seine Empfindungen ſcheinen aus lauter Flammen zu beſtehen. Nichts iſt in der Natur ſo heftig als die Begierde, ſich mit demjenigen was man liebet zu vereinigen. Da nun die natürliche Abſicht davon, da die vielen Folgen, die daraus flieſſen können, da die eigene Ruhe der Liebenden und der Geliebten, und die Fortdauer und der ſichere Beſiz von beider Vergnügen es erfordern, ſo muß Ordnung darinne herrſchen; dieſe iſt unmöglich ohne eine gewiſſe dauerhafte Geſellſchaft, die man Ehe nennet, wodurch ſie erſt vernünftig, rechtmäßig und eine ehliche Liebe wird.

Auf dieſen ſüſſen Trieb folget der nicht minder ſüſſe und mächtige gegen die Kinder, die man erzeuget, und die ſehnliche Begierde ſein Glük auf dieſelben und auf ſeine ganze Nachkommenſchaft fortzuführen. Die Liebe, welche die Kinder gegen die Eltern zur Erfüllung ihrer denſelben ſchuldigen Pflichten reizet, gehet gleichſam mit dieſem Triebe zugleich, und wird noch von demjenigen begleitet, der eine natürliche Freundſchaft zwiſchen ſolchen ſtiftet, die gleiche Eltern haben, der Brüder und Schweſtern gegen Brüder und Schweſtern. Dieſe erben gleichſam die Triebe der Eltern an ſich, und werden mit einer Neigung gebohren derſelben Abſicht zu erfüllen; welche ſich auf weitläuftigere Verwandten, inſonderheit aber auf die Kinder der Brüder und Schweſtern ausdähnet. Hieraus flieſſen verſchiedene natürliche Pflichten, in deren Ausübung der Menſch ein ſüſſes Vergnügen findet; aber verſchiedene Urſachen ſchwächen dieſe Triebe, und aus natürlichen Gründen, die man anzeigen kann, müſſen ſie auch ſchwächer ſeyn.

Mit

Mit dieſen Trieben allen iſt ein natürlicher und allgemeiner Trieb zu der Sicherheit ſeiner Perſon, ſeiner Güter, der Seinigen und alles deſſen was einem angelegen iſt, verknüpfet; wie nicht weniger ein anderer zu der Vollkoṁenheit, durch den er alle ſeine Vergnügen, ſeine Kräfte, ſeine Güter zu verbeſſern, zu verſchönern, und zu vermehren angefeuert wird. Dieſer leztere iſt dem Menſchen in vielen Stüken ſchädlich. Er iſt das ſchönſte und edelſte, aber auch das gefährlichſte Vorrecht, mit dem die Gottheit ihn begünſtigt. Wir werden in der Folge nur allzuviele Beweisthümer davon anführen, und zeigen wie nöthig es iſt, daß ihn die Vernunft leite und in ſeinen Gränzen halte.

Allein dieſer Menſch, der in ſich ſelbſt ſo viele Quellen der Glükſeligkeit und des Vergnügens findet, dem eine jede Bewegung ſeines Leibes und ſeiner Seele, wenn ſie in der Ordnung und in den Schranken bleibet, die ihr die Natur vorſchreibet, zu einer Luſt wird, lebet nicht mit ſich und den Seinigen alleine. Unzehliche andere

Menſchen umgeben ihn, denen er die gleichen Triebe, und hiemit die gleichen Rechte, womit ihn der allweiſe Schöpfer verſehen, nicht abſprechen darf. Ein unleugbares Gefühl belehret ihn, daß der, der ihn an der Vergnügung der Triebe, wozu ihn die Natur berechtigt, ſtöhret, ſeinen Haß und ſeinen Zorn rege machet, und daß derjenige, der ihm zur Beſſerung und Erhaltung derſelben behülflich iſt, ſich dadurch ein Recht auf ſeine Liebe und Dankbarkeit erwirbt. Und kann er hieraus anders ſchlieſſen, als daß die Natur einen jeden ſeiner Nebenmenſchen auf die gleiche Art gebildet habe?

Inſonderheit in dem Stande der Natur empfindet ein jeder ſeine Schwachheit und die Nothwendigkeit der Hülfe des andern. In demſelben höret die innerliche Stimme nie auf ihn zu erinnern, die Freundſchaft der andern zu ſuchen, ihnen das zu thun, was er gerne hätte, daß ſie ihm thäten, und dasjenige gegen ſie zu unterlaſſen, was er gerne hätte, daß ſie gegen

ihm.

ihm unterlieſſen. Dieſes iſt das erſte, das erhabenſte, das einfältigſte Geſeze der geſellſchaftlichen Natur, worauf ſich ſowol die allgemeine Menſchenfreundſchaft, als die beſondern Pflichten und Freundſchaften gründen, durch welche die Menſchen einander zu Werkzeugen ihrer Glükſeligkeit werden.

Dieſe lehret uns, wir müſſen unſers Nächſten Leben, Güter, Kinder, Freyheit und Ehre unangetaſtet laſſen. Denn die Ehre wird bei dem geſellſchaftlichen Menſchen der Gegenſtand eines eben ſo mächtigen Triebes als immer alle die übrigen ſind, von denen wir oben geredet haben. Kein Gut wird von ihm ſo ſchäzbar gehalten als das Zeugniß von ſeiner Vollkommenheit und Tugend, welches ihm ſein Nächſter ſchuldig iſt.

Die Menſchenfreundſchaft bleibet hier nicht ſtehen. Sie will das menſchliche Leben weiter durch die Wechſel-Hülfe der Menſchen an Vergnügen und an Annehmlichkeiten reicher und fruchtbarer

machen. Die Dienſte, welche dieſelben einander zu leiſten fähig ſind, können alleine die menſchliche Glükſeligkeit auf diejenige Vollkommenheit bringen, zu deren uns die Natur eine Begierde eingepflanzet hat, die niemals ruhet. Dieſe Gutthaten, die aus dieſen edeln Trieben entſpringen, werden neue Bande, womit die Menſchen einander verbunden werden, und ſie bringen neue Verhältniſſe hervor, die den weiſen Abſichten der Natur gemäß ſind.

Die Freundſchaft, dieſe minder lebhafte aber beſtändigere Neigung als die Liebe, erweitert gleichſam die Glükſeligkeit des Menſchen, und machet ihn zu der ſeinen noch diejenige genieſſen, die er in andern empfindet. Die Treue, die Redlichkeit, die Aufrichtigkeit, die Wahrhaftigkeit in den Reden und die Wahrheit in den Thaten, guter Eigenſchaften, die durch ihre natürliche Schönheit der menſchlichen Seele würdig ſind, flieſſen aus der Liebe, die ein Menſch dem andern ſchuldig iſt. Sie machen unſre Pflichten, die

ohne

ohne ſie nichts als Knechtſchaft und Unluſt ſeyn würden, zu Freyheit und Vergnügen, und geben erſt unſern Handlungen die gehörige Gröſſe und Würde.

Ohne Abſicht auf andrer Wol, ohne die Einſchränkung ſeiner Begierden, ohne die edle Grosmuth, ſich dasjenige zu verſagen, wodurch er andre an dem Genuſſe ihres Wols hindert, ohne den Muth einen Theil ſeines Glüks andrer ihrem aufzuopfern, würde der Menſch nur ein unedels und thieriſches Leben führen. Durch dieſe ſchönen Triebe allein entſtehet in ihm die Tugend, und durch dieſe alleine wird er, was Haller ſagt, mehr als Herr vom Gewilde.

Sehet hier den Menſchen. Sehet die beſcheidene aber würkliche und an wahren Vergnügen reiche Glükſeligkeit, dazu ihn der Herr der Natur und des Schikſals geſchaffen hat. Leben, Nahrung, Freyheit, Geſundheit und Würkſamkeit des Leibes und der Seele, Liebe, Sicherheit, Menſch-

lichkeit, Freundſchaft, Treue, Redlichkeit, Aufrichtigkeit, Wahrheit und Wahrhaftigkeit, Ordnung, Mäſſigung und Verbeſſerung eurer Triebe. Dieſes fodert die Natur. Wie leicht iſt ſie zu begnügen? Wie kömmt alles mit der allgemeinen Ordnung und dem Wol des ganzen menſchlichen Geſchlechtes überein?

Aber die Einbildung und die Vorurtheile, was für ungeheure Begriffe von Glükſeligkeit bringen ſie euch nicht bey! Reichthümer, Schäze, Macht, Pracht, Ueppigkeit, gekünſtelte Wollüſte. Wie ſchwer iſt dieſes zu erlangen? Wie ſehr laufen ſie nicht ſowol eins dem andern, als auch jedes der allgemeinen Ordnung und dem Wol des ganzen menſchlichen Geſchlechtes zuwider?

Die

Die Menſchen.

Vielleicht wird das beſcheidene Bild von Glük-ſeligkeit, das ich in meiner vorhergehenden Abhand-lung dem Menſchen vorgemahlet, manchem gar zu ſchlecht und gar zu unſchmakhaft vorkommen, und viele werden es für die Hirngeburt eines müſ-ſigen Kopfes anſehen. „Die Wildheit (wird man-cher ſagen,) und die noch rohe Menſchheit konn-„ ten ſich auf dieſe Art einſchränken. Aber wir, „ die in geſitteten und in glükſeligen Zeiten leben, „ würden unſern Vortheil übel verſtehen, wenn „ wir uns zu der Mäßigung derjenigen verbun-„ den glaubten, die nur deswegen ſo beſcheiden „ geweſen, weil ſie die feinern Güter nicht kann-„ ten. „ Allein dieſes iſt ein mächtiger Irrthum.

Nicht die Wilden noch die ganz rohen Menſchen lebten auf dieſe Art. Obgleich vielleicht die Wilden bey ihrer Wildheit glüklicher ſind als wir bey un-

ſern feinen Sitten und geadelten Laſtern. Die Menſchen, die auf dieſe Art lebten, ſind diejenigen, die wir noch jezund über alle Völker erheben, und deren Tugenden wir, aber nur in den Schulen, denn in der groſſen Welt verlacht man ſie, unſerer Jugend zum nachahmenswürdigſten Beyſpiele vorſtellen; und die Zeit, da ſie alſo lebten, war diejenige, da ihre Tugenden in der ſchönſten Blühte waren. Ich hoffe denen, welche das Gefühl für das wahre Schöne und für die liebliche Natur nicht völlig verlohren haben, kein geringes Vergnügen zu verurſachen, wenn ich ihnen hier einige Abſchilderungen von dieſer einfältigen und glükſeligen Lebensart liefere.

Heſiodus beſchreibet das einfältige Leben der Privatleute ſeiner Zeit auf eine reizende Art. Ich werde freilich dieſe Schilderey nicht mit denjenigen Schönheiten nachmahlen können, die alle Striche des Urſtükes beleben; allein wenn es auch die Helfte ſeiner Schönheit verlieret, ſo hat es noch allezeit ein Recht wolgebildeten Seelen zu gefallen.

Der

Der Feldbau iſt die edelſte Beſchäftigung des Menſchen; die ihm von GOtt beſtimmte Arbeit. Hiezu muß er ſich erſtlich um das Nöthige umſehen. Ein Haus, eine Frau, eine unverheirathete Magd, und die nöthige Geräthſchaft, damit er alles zu ſeiner rechten Zeit thun könne. Denn nichts kann gedeyen, das nicht zur rechten Zeit geſchiehet. Dazu kommen noch zween neunjährige Stiere, ein vierzigjähriger Knecht, der zu Aker fährt, und ein andrer von demſelben Alter, der ſäet. Wenn der Menſch dieſe Arbeit weislich und wol beſorget, ſo hat er eine reiche Erndte zu gewarten, auf die ein nicht minder fruchtbarer Herbſt ihn mit ſeinen Schäzen beglükſeligt, welcher er im Winter in Frieden und Ruhe genieſſet. Wider die Härte dieſer Jahrszeit iſt er trefflich verſehen mit einem Wollenhemde, mit einem langen Roke, Schuhen von Ochſenleder, Bokſfellen über die Schultern wider den Regen, und einem guten Hute.

Die Arbeitſamkeit iſt eine ſeiner vornehmſten Tugenden. Der Müßiggang iſt bey den Göttern

verhaßt,

verhaßt, die Arbeit hingegen machet reich, glük-lich, und bey den Göttern beliebt. Der Reich-thum hat groſſe Vortheile, er muß aber unſchuldig ſeyn. Man ſoll niemand um das Seinige brin-gen, keinen Fremdling noch Schuzſuchenden belei-digen, ſeines Bruders Ehbette nicht beflecken, keine Wäyſen unterdrüken, und ſeinen Vater im Alter nicht beſchimpfen. Gott würde alles dieſes nicht ungeſtraft laſſen. Man ſoll die Gottheit ver-ehren, gegen Freunde gaſtfrey ſeyn, die Feinde nicht beleidigen, ſeine Nachbarn inſonderheit ſich zu Freunden machen, als die einem in allen Fällen beyſtehen, das Geleihene gerne und eben ſo viel oder mehr wiedergeben als man empfangen hat.

Wer die Gerechtigkeit ſo ausübet, hat von den Göttern auch die vortrefflichſten Belohnungen derſel-ben zu erwarten. Und worinnen beſtehn dieſelben? Sind es Schäze, Wollüſte, müßiges Leben, hohe Ehrenſtellen? So verderbte Begriffe hatten die Menſchen damals von der Glükſeligkeit nicht, daß ſie ſich dieſes gewünſchet hätten, auſſer einigen

Ungerech-

Ungerechten, dergleichen es damals ſchon gab, aber, obgleich wilder, dennoch daneben beſcheidener als die unſrigen. Es waren Friede, Ueberfluß bey Hauſe, damit man nicht nöthig hätte Handelſchaft zu treiben, Feldfrüchte, mit Früchten bekrönte Eichbäume, und in der Mitte derſelben honigmachende Bienen, wollenreiche Schafe, liebreiche Ehegattinnen, die tugendhaften Eltern ihnen gleiche Kinder gebähren, und Söhne, die des Vaters Haus erhalten, und ſtark und reich machen.

Die Begriffe, die uns unſere heiligen Bücher, in denen wir das Leben der erſten Menſchen beſchrieben finden, von der irdiſchen Glükſeligkeit der Menſchen geben, ſind faſt eben dieſelben. Das Land der Verheiſſung war allezeit ein Land, darinne Milch und Honig floß, und wo der Gerechte in Frieden und Ruhe ſeinen Weinſtok und Feigenbaum pflanzen, und ſich mit glüklichen Nachkömlingen geſegnet ſehen ſollte.

So lange GOtt ſein glükſeliges und geliebtes Volk unmittelbar beherrſchte, war dieſes die höchſte Glükſeligkeit die es kannte. Nachdem es aber gelernet hatte ſeinen Naken unter dem Joche der Könige zu biegen, verlohr es dieſes Vorrecht der Einfalt. Ein Volk von Dienern Gottes, von freien Leuten und von Hirten, ward zu einem Volke von Höflingen, von Sclaven und von Kaufleuten.

Von dieſer einfältigen Beſchaffenheit des Lebens des gemeinen Manns war der Zuſtand der Herrſcher nicht ſehr unterſchieden. Es iſt wahr, Pracht und Ueberfluß waren ihnen nicht unbekannte Sachen. Die Dankbarkeit und Hochachtung der Menſchen waren in die Wette bemühet, den Helden und Königen die Mühe ihres Standes mit Erfindungen von neuen und ſchönen Sachen zu belohnen. So unſchuldig und lobenswürdig dieſes war, ſo gab es doch den Anlaß zu dem nachher erfolgten Verderbniſſe der Menſchen. Indeſſen herrſchte dennoch in aller dieſer Pracht

eine edle und reizende Einfalt. Ich will ohne eine mühſame Wahl aus den unvergleichlichen Gedichten des unſterblichen Homers einige Stellen zum Beweistum anführen.

Das Lob, das Agamemnon der Chryſeis beylegt, die er deswegen der Clytemneſtra ſelbſt vorziehet, zeiget was für Begriffe man damals von den Verdienſten des fürſtlichen Frauenzimmers gehabt. Er ſagt, ſie gebe der Clytemneſtra nichts nach weder an Schönheit noch an Gemüthsart, noch an Geſchiklichkeit in den Arbeiten. Daſſelbe Lob wird auch der Hippodamia des Anchiſes Tochter beygeleget, und geſagt, daß ſie deswegen den vortrefflichſten Mann in ganz Troja zum Gemahl bekommen hätte.

Agamemnons Kleidung beſtand in einem zarten Unterkleide, das ſchön uud neu war, in einem groſſen Mantel, und in ſchönen und weichen Schuhen. Auf ſeiner Tafel, auch wenn er ein feierliches Gaſtmahl hatte, war Gebratens die niedlichſte Speiſe.

Die

Die groſſen Geſchenke, die dieſer König dem Achilles geben will, können uns von den Reichthümern und der Lebensart der Könige der damaligen Zeiten einige Begriffe geben; ſieben Dreyfüſſe, die man nicht auf das Feuer ſezet, zehn Talente Goldes, zwanzig Häfen auf das Feuer, und zwölf Pferde, womit ein Mann, wie Agamemnon ſagt, kein Bettler mehr, und nicht arm an Golde ſeyn würde. Noch ferner, wenn Troja erobert ſeyn würde, ſieben geſchikte Lesbiſche Mädchen, viel Gold und Erzt, zwanzig ſchöne Trojanerinnen, bey der Zurükkunft eine ſeiner Töchter zur Ehe, und ſieben Städte am Meere, deren Einwohner reich an Vieh und Stieren ſind. Pluto ſelbſt, heiſt es, würde ſich durch dieſe Schäze beſänftigen laſſen, und alles thun, was Agamemnon verlangte. Es ſcheinet alſo, daſ man dieſes für den höchſten Grad der Güter angeſehen habe, die ein Fürſt verlangen, und ein König mittheilen konnten.

Neſtor war noch weit mäſſiger als Agamemnon. Seine Tafel war weit beſcheidener. Auf einem

ſchönen

ſchönen Tiſche mit metallnen Füſſen ſtuhnd eine eherne Schüſſel mit Zwiebeln, die gut zum Trunk ſind, friſchem Honig und Brod, und ein ſchöner mit goldnen Nägeln beſchlagener Pocal, mit vier Henkeln, um deren jede zwo goldne Tauben waren, und mitten an dem Fuſſe wieder zwo. Ein andrer würde dieſes Gefäſſe, wenn es angefüllt geweſen wäre, mit Mühe von dem Tiſche gehoben haben, Neſtor aber hob es ganz leicht auf. Ein den Göttinnen gleiches Weib hatte den Trank zubereitet, der darinnen war, aus pramniſchem Weine, darüber ſie geſchabnen Ziegenkäſe und weiſſes Mehl geſtreuet hatte.

Sarpedon ermahnet den Glaukus dapfer zu ſeyn, und mit ihm ritterlich zu fechten, damit die Lycier ſagen ſollen, ſie ſeyn nicht umſonſt ihre Könige, und eſſen die fetten Schafe nicht vergebens.

Die Luſtbarkeiten, die Menelaus für die lieblichſten, und den Menſchen am angenehmſten hält, ſind der Schlaf, die Liebesgeſchäfte, der Geſang und das Tanzen.

Polydamas erzehlet die gröſten Gaben, welche die Gottheit unter den Menſchen austheilet. Gott giebt (ſagt er) einem Menſchen Geſchiklichkeit in kriegeriſchen Werken, einem andern in dem Tanzen, noch einem andern auf der Citar, und in dem Geſange. Einigen hat Jupiter einen weit ausſehenden Geiſt in die Bruſt geſezet, einen Geiſt der Klugheit, den viele Menſchen genieſſen, und der oft das Vaterland gerettet hat. Man kann hieraus ſehen, was ſowol zu dem Nuzen als zu dem Vergnügen der Menſchen in den allerälteſten Zeiten für nöthig gehalten worden; und vielleicht kann man mit Rechte ſagen, die ihrer feinen Sitten halber gerühmteſten Zeiten haben es nicht weiter gebracht als die Menſchen auszuzieren, zu verkünſteln und zu verderben.

Die Beſchreibung des Schildes des Achilles kann uns von den einfältigen Sitten der damaligen Zeiten einen angenehmen und zureichenden Begriff beybringen. Es werden darauf zwo ſchöne Städte abgebildet.

In

In der einen hielt man Hochzeiten und feierliche Gaſtmäler. Man führte die Bräute aus ihren Zimmern mit leuchtenden Fakeln durch die Stadt; tanzende Jünglinge ſchlungen ſich in Kreiſen; der ſanfte Klang der Flöten und der Citar erſcholl; und die Matronen ſahen bewundernd unter ihren Thüren dieſen Spielen zu. An einem andern Orte ſaſſen die Aelteſten des Volkes verſammelt auf glatten Steinen, um ein Urtheil zu fällen.

Die andre ward von zwey Kriegsheeren belagert, deren Waffen zierlich ſchimmerten. Sie ſollte entweder völlig zerſtöret, oder als ihre Beute von ihnen in zween Theile getheilet werden. Die Einwohner aber rüſteten ſich zu einer dapfern Gegenwehr. Die Alten bewacheten die Stadtmauern, und die dapfern Jünglinge wagten einen Kampf mit den Belägerern.

An einem andern Orte zeigten ſich Pflanzſtätte von fettem und mildem Erdreiche. Auf denſelben er-

ſchienen viele Ackersleute, die pflügeten; wenn ſie an das Ende ihrer Furchen kamen, reichte ihnen ein Mann einen Becher ſüſſen Weines, alsdann kehrten ſie wieder um. Dorten erhob ſich ein prächtiges Fruchtfeld mit ährenreichen gebognen Halmen, welche hurtige Schnitter mit ſcharfen Sicheln abmäheten. Der König ſtand mit frölichem Gemüthe dabey, mit dem Scepter in der Hand. Seine Diener bereiteten aus einem fetten Ochſen, den ſie erſt geſchlachtet hatten, und ſeine Mägde aus weiſſem Mehle, die Mahlzeit für die Arbeiter.

Nicht fern zeigte ſich ein ſchöner mit ſchwarzen Trauben behangner Weinberg. Er war mit einem Graben umgeben, und mit einem Hage umzäunet. Es war nur ein Fuſſpfad dadurch, welchen die Träger in dem Herbſte betraten. Jünglinge und Jungfrauen jugendlich muthwillig ſammelten die ſüſſen Früchte in wolgeflochtene Körbgen. Mitten unter ihnen ließ ein Jüngling die liebliche Citar ſanft ertönen, und ſie unterbrachen ihre Arbeit mit frölichen Sprüngen. Gleich

Gleich dabey ſah man eine Heerde lautbrüllender Kühe, die aus dem Stalle auf die Weide eileten, an einem rauſchenden ſchnellen Fluſſe. Ihnen folgten vier Hirten und neun ſchnelle Hunde. Zween ſchrekliche Löwen faßten einen der vörderſten Stiere, der erbärmlich brüllete. Die Hirten hezten ihre Hunde an dieſelben, allein dieſe durften ſich nicht an ſie wagen, und indem die Löwen den Stier zerriſſen, belleten ſie dieſelben von weitem an.

Nicht weit davon war in einem angenehmen Thale eine groſſe Heerde ſchneeweiſſer Schafe, nebſt Hürden, Ställen und Hütten; und etwas entfernter eine Reihe muthiger Jünglinge und Jungfrauen, die in künſtlichen und dädaliſchen Tänzen ſich mit geſchikten Füſſen übeten, und angenehme Lieder von der Liebe ſangen.

Die Afterpolitik.

Die erhabne Weisheit ſo wol der vergangnen als unſrer aufgeklärten Zeiten iſt mit dieſen einfältigen Begriffen eben ſo wenig zufrieden als der Stolz unſrer Staatsmänner und Kaufleute. Sie hat die Wahrheiten geſammelt, die zufälliger Weiſe aus den Cabinetten und aus den Contoren entwiſchet ſind, wo die Einbildung thronet, und die ungerechte Habſucht an der Thüre wachet, damit ſich nicht die Wahrheit oder ihre Prieſter hineinſchleichen.

Aus dieſen Säzen hat ſie ein prächtiges Gebäude aufgeführet, das auf zween Pfeilern ruhet, deren einer von Luft, und der andre von Tone iſt. Jener heiſſet Ehrgeiz, und dieſer Eigennuzen. Ein einziger Hauch der Wahrheit würde den einen zerſtieben, und der andre würde zuſammen fallen, wenn ſie ihn nur mit ihrem göttlichen Speere

berüh-

berührete. Sie ſtehen in einem wäſſerichten und niemals ſatten Boden, welcher der Wolluſt zugehöret, und ſehr gefährlich zu betreten iſt. Denn es iſt beynahe unmöglich ſeine Füſſe wieder daraus zu ziehen, inſonderheit um zurük zu kehren, indem er abwerts gehet, und es allezeit leichter wird hinunter zu fallen.

Vorzeiten waren hier nur Könige, Helden, Staatsminiſter, Junkern, Kaufleute und Prieſter. Der beſcheidne Weiſe förchtete ſich, ſich dieſem Tempel zu nahen, und diejenigen, welche ihn innen hatten, hüteten ſich auch ihn zuzulaſſen. Er war denſelben zu furchtbar, weil er allezeit mit Tugend und Wahrheit bewaffnet war. Plato, welchen Dionyſius in dieſen Tempel geführet, hat gewieſen, wie furchtbar der Weiſe dieſem ſeichten Gebäude iſt, daher ward er auch geſchwinde von Hofe weggeſchaffet, und derjenige, welcher einen Tyrannen die Wahrheit lehren wolte, verdiente keine geringere Strafe als in die Sclaverey verkauft zu werden.

Ariſtoteles war klüger. Gebohren ein Canzler oder ein Aufſeher der Finanzen zu ſeyn, denn für einen Helden war er zu niederträchtig, ward er durch einen Zufall ein Philoſophe, und kam unglükſeliger Weiſe an den Hof. Hier lernete er kennen, wofür er geſchaffen wäre, und damit er doch das Vergnügen, das er an der Erkenntniß fand, nicht verlöhre, ſonderte er, wie vor ihm die Sophiſten, den Weiſen von dem Gelehrten ab. Den Gelehrten nahm er mit ſich nach Hofe, und den Weiſen ließ er auf ſeinen Spaziergängen. Hier ward ihm das Prieſtertum in dem Tempel der Einbildung anvertrauet, welches er mit einer groſſen Würde und Geſchiklichkeit führete. Von ihm ſtammen ab Philoſophen, Prieſter, Cardinäle, Päbſte, Biſchöfe, und die meiſten unſrer heutigen Doctore und Profeſſore, die den Gelehrten von dem Weiſen ſehr geſchikt zu ſondern wiſſen, und welche in die Wette ſich um Prieſterwürden in dieſem Tempel der falſchen Weisheit bemühen.

Dieſe

Diejenigen, die auf den hohen und niedern Schulen der Jugend die Weisheit beybringen ſollen, thun der Einbildung, obgleich die am wenigſten ſchimmernde, dennoch die würklichſten Dienſte. Dieſe beſoldeten Vergifter der unſchuldigen Herzen führen dieſelben zuerſt in die Vorhöfe dieſes Tempels, und bereden die Unerfahrenheit, ſie führen ſie in die Heiligthümer der Weisheit. Mit beredenden Lippen und ſüſſen Worten flöſſen ſie in die der Wahrheit wie der Lügen offnen Seelen Begriffe von Gröſſe und Hoheit, von Vortheilen und Nuzen, von Vergnügen und Glükſeligkeiten ein, die denſelben groß und wünſchenswürdig vorkommen, weil man ſie mit groſſen und erhabnen Namen beehret.

Da höret man nichts als von Reichthümern, Macht, Staatsſtreichen, Handelſchaft. Da wird alles geprieſen und als trefflich dargeſtellet, was den Menſchen ihre Ketten werth machet. Pracht

und Ueppigkeit werden nun in unſern Schulen eifriger vertheidigt als ehmals Mäßigkeit und Beſcheidenheit. Da nimmt der Weiſe die izige Beſchaffenheit der menſchlichen Geſellſchaft zum Grunde. Was Verderbniß und Vorurtheile eingeführet haben, macht er zur Natur, und aus dieſen trüben Quellen ſchöpfet er ſeine verderblichen Lehren, die er mit der Farbe der Tugend und der Weisheit anſtreichet.

Laſſet uns dieſe verführeriſche Lehre enthüllen. Stellen wir uns dieſelbe in ihrer natürlichen Blöſſe dar. Ich bin gewiß, ein jeder, der nicht durch Niederträchtigkeit und durch eine völlige Laſterhaftigkeit alles Recht zu den Vorzügen der Menſchheit verwirket hat, wird darüber erſchreken.

„ Der Menſch iſt gebohren um glüklich zu
„ ſeyn; und worinn beſtehet das Glük? In dem
„ Vergnügen. Was kann er alſo beſſers thun,
„ als alles, was ihm Vergnügen machen kann,
„ zu lieben, demſelben nachzuſtellen, und es für

„ ſich

„ ſich allein beſizen zu wollen. Seinem Nächſten „ kann er wol ſo viel davon mittheilen, als es „ eben braucht, um ihn zu bewegen, ein Werk- „ zeug ſeiner Begierden zu werden. Mehr aber „ hat derſelbe von ihm nicht zu fordern.

„ Sammelt deswegen Schäze ſo viel ihr kön- „ net. Schmiedet den Einfältigen und Schwa- „ chen ſo viel Ketten als es möglich iſt. Bauet „ Schlöſſer und Veſtungen, um euch wider die- „ jenigen zu verbollwerken, denen eure Tyrannei „ zuwider ſeyn könnte. Erfindet Geſeze, welche „ die Natur mißkennet, und beſtätigt ſie mit „ Strafen, vor denen ſie ſich entſezet. Diejeni- „ gen, welche glauben könnten, daß ihr die Gü- „ ter, welche die Natur allen ihren Kindern dar- „ geboten, unbrüderlich mit ihnen getheilet, ver- „ dienen die härteſte Pein, und wer frey ſeyn „ will, hat das Leben verwirket.

„ Je weiter ihr die Macht Uebels zu thun „ und gefürchtet zu werden ausdähnen könnet,

„ deſto

„ deſto gröſſer ſeyd ihr. Je härter ihr die Völ-
„ ker drüken, und ſie dabey auſſer Stand ſezen
„ könnet, ihr Joch abzuſchütteln, deſto feiner iſt
„ eure Klugheit. Eurer Lüſternheit dürft ihr
„ keine Grenzen ſezen, als wo eure Klugheit nicht
„ hinreichet ihre Abſichten zu erhalten. Alles in
„ der Welt gehöret der Macht und der Liſt.

„ Kehret euch nicht daran, wenn eure Freude
„ hundert andre in Betrübniß ſezen ſollte. Es
„ iſt ſo der Lauf der Natur. Ein jeder hat nur
„ für ſich ſelbſt zu ſorgen. Was uns nicht un-
„ mittelbar ſchadet, da iſt es ein Vorurtheil zu
„ gedenken, daß es ſchlimm ſeyn könne. Keuſch-
„ heit, Treue, Freundſchaft, ehliche Liebe, und
„ was man ſonſten für Tugenden preiſet, ſind
„ willkürliche Begriffe, denen die Alten ein An-
„ ſehn beygeleget, das ſie nicht auf dieſe Weiſe
„ verdienen.

„ Doch müſſet ihr es hierinnen nicht zu bunt
„ machen. Es giebt freilich Tugenden dieſer Art,

„ allein

„allein ſie ſind alle der Nothwendigkeit und den „ höchſten Tugenden untergeordnet. Unſre Lei„ denſchaften, als die unter jener begriffen ſind, „ und unſerer eigner Vortheil, als welcher dieſe „ ausmachet, gehen ihnen vor. Wenn dieſe nicht „ im Wege ſtehen, ſo iſt es unſre Pflicht tugend„ haft zu ſeyn. Allein ſonſt iſt keine Regel ohne „ Ausnahme. „

Ich frage einen jeden Vernünftigen, ob dieſes nicht eine abſcheuliche Lehre ſey. Und doch wird man nicht leugnen können, daß man ſolche mehr oder minder verkappet in Schriften von Leuten findet, die ſich ungeſcheut den Titel von Weiſen beylegen; und daß dieſelben auf hohen Schulen und Akademien der Jugend als Geheimniſſe der Weisheit beygebracht werden.

Auf dieſe ſchönen Grundſäze hat man ein Völkerrecht, eine Staatskunſt, und eine bürgerliche Rechtsgelehrtheit gebauet, dadurch nach und nach das ganze Syſtem der Menſchheit untergraben,

tergraben, die Liebe völlig erſtiket, und die edel-ſten und ſtärkſten Bande der Geſellſchaft aufgelö-ſet werden.

Nicht der Natur, ſondern der Aſterweisheit und den ſchlimmen Einrichtungen der Staaten hat Hobbes ſein abſcheuliches Lehrgebäude zu ver-danken. Die Natur hat den Menſchen gut ge-ſchaffen. Seine Grundtriebe ſind nichts als Lie-be und Billigkeit, ohne welche er in dem Stan-de der Natur nicht beſtehen kann. Aber die falſchen Anwendungen, die wir gleichſam gezwungen wer-den davon zu machen, machet die meiſten unter uns zu ſo abſcheulichen, vielleicht noch zu abſcheu-lichern Menſchen, als uns Hobbes mahlet, und als ſich uns die Lehrer der neuen Staatskunſt vor-ſtellen.

Dieſe haben das Uebel auf den höchſten Grad getrieben. Sie ſind eben ſo ſorgfältig, Tyran-nen, Wütriche, Unterdrüker des Volkes, und ſchlimme Bürger zu pflanzen, als die erſten Men-

ſchen

ſchen geweſen dieſelben auszureuten. Der Menſch, dieſes ſo erhabene, dieſes ſo würdige Geſchöpfe, dieſes Bild der Gottheit, wird von ihnen erniedrigt, entadelt, und unter die Thiere ſelbſt geſezet.

Ehmals entſtunden Tyrannen aus unordentlichen und der Menſchheit entgegen geſezten Trieben, die ſich einiger unglükſeliger Herzen bemeiſtert hatten. Die Tyranney war wie ein Ungewitter, das auf das höchſte einige Tage ein armes Land verheerete, und die Früchte eines Jahres zernichtete. Der Tyrann hörete auf zu ſeyn. Mit ihm verſchwanden die Uebel, die er verurſachet hatte. Ruhe, Frieden, Sicherheit und Ueberfluß erſchienen alſobald wieder, und mit ihnen die Glükſeligkeit und der Wolſtand des ganzen Landes.

Allein unſre Politik iſt weit abſcheulicher. Sie hat die Tyranney in ein Syſtem gebracht, und durch tauſend Mittel die Fortdauer derſelben auf viele Jahrhunderte befeſtigt. Sie hat die geheiligten Herzen auch der menſchlichſten Regenten, eingenom-

genommen, und dieſelben gleichſam beredet, daß ſie aus Grundſäzen ſchlimm ſeyn müſſen. Sie giebt ihnen dieſes für das einzige Mittel, ihre Unterthanen glüklich und ſicher zu regieren. Sie verführt ſie zu glauben, daß es ihnen mehr Ehre mache, einer Herde Sclaven, als einer Geſellſchaft von Menſchen und Bürgern zu gebieten.

Sie beſezet deswegen die Höfe und die Raths-Säle meiſtens mit ſolchen Leuten, die in den Ketten der Eitelkeit, des Eigennuzes und der Wolluſt, ſich frey und glüklich glauben. Sie verwirret alle Begriffe, und verwechſell alle Namen der Tugenden. Sie hat es ſo weit gebracht, daß ſie die natürlichſten Empfindungen, die feinſten, die lebhafteſten, die zarteſten Federn der Menſchheit, durch welche das Daſeyn des Menſchen erſt ſeinen Werth erhält, unnüze und unfühlbar machet, und hat neue Güter, neue Empfindungen, neue Wollüſte erſchaffen, durch welche ſie den Menſchen für die wahre Glükſeligkeit, welche ſie ihnen raubet, einen elenden Schatten darreichet, den ſie mit einer

mehr

mehr als magiſchen Kraft über unſre Herzen verſehen.

Selbſt das Gefühl der Freyheit, des erſten und edelſten Gutes nach der Tugend, und ohne welches die Tugend kaum beſtehen kann, hat ſie in den meiſten Herzen erſtiket; und an deſſen Stelle Schattenbilder von Freyheit, verſchieden nach den verſchiedenen Verderbniſſen der Menſchen und der Staaten, aufgeſtellet, welche die Menſchheit entehren.

Dieſe Afterpolitik iſt die ärgſte Feindin unſrer wahren Glükſeligkeit. Dieſelbe beſtreiten iſt die Pflicht eines jeden, der die Ehre ein Bürger und ein Eidsgenoſſe zu ſeyn mit Rechte behaupten will.

Der Trieb zur Vollkom̃enheit.

In einem meiner vorhergehenden Blätter habe ich des Triebes zu der Vollkommenheit gedacht, den der weiſe Urheber der Natur in das Herz des Menſchen geleget hat. Ich habe dabey angemerket, daß er ein eben ſo gefährliches als edels Geſchenke der Gottheit ſey; und da ſich auf denſelben unſre erhabenſten Vorrechte gründen, und aus der ſchlimmen Anwendung davon unſer gröſtes Elend und Verderben flieſſet, ſo verdienet er ohne Zweifel eine reife und ernſthafte Betrachtung. Der Bürger und der Staat, welche ſich die wahre Vollkommenheitt zu ihrem Zweke vorſezen, welche dieſelbe kennen, und ſich darnach beſtreben, nähern ſich der Glükſeligkeit eben ſo ſehr, als ſich diejenigen davon entfernen, die Wahn und Phantaſie überreden eine falſche und eingebildete Vollkommenheit zu verfolgen.

In den erſten Anfängen der menſchlichen Geſellſchaft konnte dieſer edle Trieb nicht anders als ſehr nüzlich ſeyn, und nicht anders als ſehr vortreffliche Folgen haben. Er ſpornte jeden Menſchen an, alle Kräfte zu ſeinem eignen und ſeiner Mitbrüder, denn damals ſahen ſich die Menſchen nichts anders als Brüder, Kinder nur eines gütigen Vaters an, Nuzen und Glükſeligkeit anzuwenden.

Der Menſch hatte in der Natur noch nicht alles entdeket, was ihm ein wahres Wol gewähren konnte; daher wagte es die Einbiidung die Feindin ſeiner Ruhe noch nicht, ihn mit Schattenbildern von falſchen Gütern zu täuſchen. Seinen Wiz, ſeinen Verſtand, ſeinen Scharfſinn, ſeine Vernunft, alle Kräfte ſeiner Seele und ſeines Leibes wandte er an, dasjenige auszufinden was die milde Natur, um ſeinen Fleiß im Nachforſchen zu üben, verborgen, und was der weiſe Schöpfer zur Belohnung der Tugend und der Emſigkeit ausgeſezet hatte.

Damals ſah das menſchliche Geſchlecht alle Tage etwas neues, und ſeine Neubegierde und Bewunderung fanden täglich friſche Nahrung an Erfindungen, die ſeine Glükſeligkeit und ſein Vergnügen vermehrten. Liebe, Ehre, und Hochachtung ihrer Brüder waren die Belohnungen dieſer wolthuenden Erfinder; und dieſe waren in edeln Gemüthern ſo reizend und mächtig, daß ſie alle Gefahren und alle Mühen überwogen, die mit ihren Arbeiten verknüpfet waren. Ihre Beyſpiele reizeten die andern zu eben ſo löblichen Thaten an; und die Väter pflanzeten auf ihnen gleiche Söhne den Trieb durch löbliche Bemühungen andern nüzlich und werth zu werden.

Erſtlich lebten ſie nur von den Früchten, die von ſich ſelbſten auf dem Felde wuchſen, und kannten kein ander Getränke als die klare und erlabende Flut, welche durch ihre Auen und Wälder floß. Die Thiere des Feldes theilten dieſe Früchte und dieſen Trank mit ihnen, und erkannten noch nicht die Herrſchaft des Menſchen,

dazu

dazu doch die Vernunft ihm ein unſtreitiges Recht gab.

Einer von den Menſchenſöhnen, der klüger war als die andern, wagte es, und er war in ſeinem Verſuche glüklich, denn er verſuchte es zuerſt nur mit den ſchwächeſten und zahmeſten Thieren. Er wagte es erſtlich Schafe, hernach Ziegen, und endlich Kühe zu unterjochen, und ihre Milch und ihre Wolle zu ſeinem Gebrauche zu verwenden. Nach und nach unterwarfen ſich die Menſchen ganze Herden derſelben; und damals lernete der Menſch zum erſtenmal herrſchen, aber nur über Thiere, und er gebrauchte dieſes erhabne Vorrecht über ſie mit gröſſerer Gelindigkeit, als es hernach Menſchen ſelbſt über Menſchen gebraucht haben.

Ein andrer hatte einen eben ſo glüklichen Einfall, um ſich vor den rohen Winden, dem Regen, und der Hize der Sonne zu bewahren, ohne nöthig zu haben allezeit in ſeine Höle zurükzukehren,

und um ſeiner Herde in Ruhe ſowol bey Tage als bey Nacht zu hüten. Er pflanzte vier Stangen in die Erde, und machte aus Aeſten von Bäumen, die er über einander legte, ein anmuthiges Dach darüber; die andern erſtaunten, und konnten den Wiz dieſes erſten Baumeiſters nicht genug bewundern. Sie folgten ihm nach, und dieſe einfältigen Hütten wurden die Wohnungen von Menſchen, Hirten und Patriarchen. Dieſes waren die erſten Anfänge der Kunſt, durch welche nachher Schlöſſer und Palläſte, die dem Himmel drohen, erbauet worden; und von wem wurden dieſes Wohnungen? Von Tyrannen, Junkern, und Krämern. -

Einer der vor allen andern kühn, verwegen und anſchlägig war, erfand den Gebrauch des Bogens, nnd lehrete die andern damit nicht nur ſich vor den wilden Thieren zu beſchüzen, ſondern dieſelben mit einem glüklichen Kriege zu verfolgen. Er war der erſte Held, der erſte Sieger. Vielleicht wäre es beſſer, dieſer wäre niemals geweſen;

weſen; und die Menſchen hätten niemals von ihm die Sitten und die Werkzeuge des Krieges empfangen. Es wäre vielleicht beſſer, ſie wären lieber der Wuth der wilden Thiere ausgeſezet geblieben als ihrer eigenen. Jene hätten ihnen niemals ſo viel Unheil zugefüget, als ſie es nun ſelbſt thun.

Ein andrer der nicht minder kühn, aber klüger als der erſtere war, lehrete die Thiere zu dem Gebrauche des Menſchen zahm werden. Er lehrete den Ochſen das Joch leiden, und das Pferd den Menſchen tragen; und beyde gebrauchte er die Erde zuzubereiten, den Samen der Früchte, die ihm von dem Himmel anvertrauet worden, aufzunehmen, zu ernähren, und ihr vertrautes Gut hundertfältig zu der Nahrung der Menſchen hervorzubringen. Dieſer war wol der gröſte Gutthäter des menſchlichen Geſchlechts; aber dieſe Gutthat mißbrauchten nachher die undankbaren Menſchen, und ſie ward unſchuldiger Weiſe zu einer Quelle von vielem Uebel.

Izo lernete der Menſch zum erſten die Erde lieben; damals ſagte er zum erſten male zu ihr du biſt mein; und glaubte nach und nach ſich berechtigt ſeinen Mitbruder von dem Gebrauche eines ſo groſſen Stükes derſelben, als es ihm möglich war, je gröſſer je beſſer, auszuſchlieſſen.

Andere waren auf tauſend andere Arten zum Wol der Menſchen erfindſam; und da ſich auch noch die Uebel, die der Wahn und die Einbildung, die Schöpfer der falſchen Vollkommenheiten, verurſacheten, hervorthaten, verſtärkten ſich Verſtand und Tugend, um mit neuen Erfindungen die Menſchen dawider zu bewahren.

Alsdann entſtunden weiſe Geſezgeber, dapfere Heerführer, tugendhafte Könige, verſtändige Räthe. Der menſchliche Verſtand ſtieg in den Künſten zu herrſchen, und die Menſchen zu beglükſeligen auf das höchſte; und zugleich die Bequemlichkeit, das Vergnügen, und die Luſt auf denjenigen Grad, der eben nöthig, und der menſchlichen Natur angemeſſen war. Allein

Allein die Einbildung ließ dem Menſchen in dieſem Stüke keine Ruhe, und da die Wünſche, die ihm die Natur abpreſſet, erfüllet waren, ſchuf ſie neue Schattenbilder für ſein unruhiges Herz, und hieß ihn dieſelben verlangen. Sie verwirrete daneben die Begriffe des Menſchen von der Ordnung ſeiner Begierden; und gewöhnte die ſchlechteſten Seelen zu glauben, daß ſie nur auf ihr eignes Wol bedacht ſeyn dürften. Sie mahlte ihm die Ehre, das Anſehn, die königliche Würde, das Amt eines Heerführers, eines Geſezgebers, eines Rathes, als groß und wünſchenswürdig vor, obgleich die dazu gehörigen Tugenden und erhabenen Eigenſchaften davon getrennet wären; und erfand Rechte und Rechtsgründe darzu, welche die Natur mißkennet, und die man ihr doch noch heut zu Tage aufbürdet.

Sie machte den Adel erblich, und überſchwemmte die Länder mit Junkern und kleinen Tyrannen, die Oberkeiten, Richter und Beſchüzer der Unterthanen ſeyn ſollten, und nichts tha-

ten als dieſelben drüken und ausſaugen. Sie erfand in der Folge der Zeiten neue Vergnügen, der Menſchheit unbekannte Nothdürfte, ſie erhub Zierrathen in den Rang nothwendiger Güter, und Laſter machte ſie zu Zierden. Sie verkehrte die Ordnung in Verwirrung, und erſchuf Wollüſte, vor denen die Natur einen Abſcheu hatte. Sie ſtieß die Natur vom Throne, und ſezte ſich ſelbſt darauf.

Sie erwarb dieſe Macht nicht auf einmal, ſondern gewöhnte das menſchliche Geſchlecht nach und nach an ihre Herrſchaft. Derjenige unſelige Sterbliche, der zuerſt mit einem mehr als ſtählernen Muthe ſich in die Eingeweide der Erde gewaget, Gold und Silber, die Werkzeuge und die Nahrung der Eitelkeit hervorzuholen, hatte ihr den allergröſten Dienſt erwieſen. Es war ohne Zweifel ein elender Phönicier, der ſich an dem Himmel verſündigt, und den eine erzörnte Gottheit an die Küſten Spaniens geworfen hatte, eines Landes, das ruhig und glükſelig war, weil

es

es die Schäze nicht kannte, die es verſchloß; glükſeliger als nachher, da es dergleichen Schäze, die ihm zu ſeinem Glüke waren geraubet worden, mit einem Heldenmuthe, welcher der Tugend würdig geweſen wäre, aus einer neuen Welt holte, und um reich zu werden, der Mörder der Unſchuld ward.

Als dieſes unglükbringende Metall der Gegenſtand der Bewunderung und der Begierden des menſchlichen Geſchlechtes geworden, flößte die Einbildung, um ſich ihres Reiches völlig zu verſichern, einem ihrer Sclaven den unglükſeligen Gedanken ein, daſſelbe über alles zu erheben, und ein neues Weſen daraus zu machen, das man allen andern entgegenſezen, und mit dem alles andre überwegen könnte. Sie hieß ihn es prägen, nennte es Geld, und machte es zu dem Maſſe aller Tugend und aller Ehre; und zu einer Ketten, mit welcher ſie alle Sterblichen feſter anfeſſelt, als die diamantenen Feſſeln, mit denen Satan gebunden ward.

Im

Im Anfange ließ ſie die Menſchen dieſe Knechtſchaft nicht ſo ſehr fühlen; ſie war beſcheiden, und damals merkte vielleicht unter allen Menſchen keiner ihre Tüke als der weiſe Lycurgus. Nach und nach aber ward ſie unverſchämt, und ſchon dreymal hat ſie ihr Reich dadurch auf den höchſten Gipfel gebracht. Einsmals zu Athen, da ſie die Stimmen dieſes freyen Volkes von Kaufleuten und Bootsknechten, und die Beredſamkeit des Demoſtenes erkaufet; das andre mal zu Rom, wo die ſchändlichen Nachkömmlinge der Quiriten, die mit ihrer Voreltern Blut erworbene Freyheit und Herrſchaft, den Cäſarn um Geld und Schauſpiele verhandelt; und endlich zu unſern Zeiten, wo der Britte die Freyheit, der Franzmann die Ehre, der Deutſche die Redlichkeit, der Helvetier die Treue, die Einfalt und die Unabhänglichkeit weit minder ſchäzen als Geld; in dieſem Jahrhunderte, das man billig die Zeit der Handelſchaft, wie das verfloſſene die Zeit der ſchönen Künſte nennen kann.

Da nun die völlige Zernichtung der Tugend die betrübte Folge dieſer falſchen Vollkommenheit iſt, und da die Natur und das wahre Wol des Menſchen die Tugend und die Mäſſigung unumgänglich fodern, ſo erhellet ganz deutlich, wie ſehr ſo wol der Menſch und der Bürger für ſich, und die Oberkeit als Geſezgeber für alle, den betriegeriſchen Eindrüken derſelben ſich widerſezen, und ſie aus ihrem Herzen und aus dem Staate zu verbannen trachten ſollen. Ich werde in der Folge meiner Betrachtungen im Beſondern eine groſſe Menge von Beiſpielen hievon anführen, und die Folgen davon in einem gröſſern Lichte zeigen. Indeſſen da dieſes der Grund iſt, auf welchem gleichſam mein ganzes politiſches Gebäude beruhet, da dieſer Punct für die ganze Menſchlichkeit von einer ausnehmenden Wichtigkeit iſt, ſo glaube ich erfordert es meine Pflicht, die vornehmſten Kennzeichen anzumerken, durch welche man die wahre Vollkommenheit von der falſchen unterſcheiden kann, und nach denen man ſich in der Beurtheilung derſelben zu richten hat.

Das

Das Hauptkennzeichen iſt hier die **Natur.** Alles was in den ſinnlichen Vergnügungen den Abſichten der Natur nicht gemäß iſt, alles was davon abweicht, iſt ſchon ſchlimm, inſonderheit was über die Kräfte der Natur gehet. Die Mäßigung alſo iſt die beſte Regel, den Genuß des Vergnügens zu beſtimmen.

Hernach folget die Ordnung. Die Ordnung in den Begierden und Empſindungen wird dadurch beſtimmet, daß je vortrefflicher, je dauerhafter, von wie gröſſern und beſſern Folgen eine iſt, man ſie den andern vorziehen ſoll; und diejenige, die eine erhabnere hindert, iſt ſchon darum ſchlimm.

Die äuſſerliche Ordnung iſt die dritte, und ſie iſt ſo wol für den vernünftigen Menſchen als auch für den Bürger und den Geſezgeber ungemein beträchtlich. Alles was andere an dem Genuſſe derjenigen Rechte hindert, die ihnen Natur und Geſeze in dem gleichen Maſſe wie uns zueignen, iſt

ſchlimm

ſchlimm und verderblich, es kann keine wahre Vollkommenheit ſeyn; oder wir müſſen es nicht ſo weit ausdähnen, wenn es eine ſeyn ſoll, ſonſt iſt es der allgemeinen Ordnung und der allgemeinen Gerechtigkeit zuwider.

Es iſt alſo nothwendig ein Geſeze der Natur, und kein weiſer Geſezgeber ſollte es in ſeinem Staate aus der Acht laſſen, daß ein jeder Menſch ſich immer ſo viel einſchränken müſſe, als es das allgemeine und beſondre Wol der andern erfodert, und daß es ihm nicht erlaubt iſt im̃er zuzunemen, auſſer an Tugend, an Weisheit, und an wahrer Frömmigkeit.

Der Staat aber wird alsdann am vollkommenſten ſeyn, wenn die Geſeze und die Regenten dahin abzweken, daß ſich in demſelbigen die gröſte mögliche Summe von Glükſeligkeit, in dem richtigſten und gerechteſten Verhältniß ausgetheilet finde.

Die Triebfedern der bürgerlichen Geſellſchaften.

Die Feder der deſpotiſchen Staaten iſt die Furcht, der monarchiſchen die Ehre, und der republikaniſchen die Tugend.

Einer der gröſten Geiſter unſrer Zeit hat es geſagt, und es iſt beynahe niemand, der es ihm nicht nachgeſprochen. Ich will dieſe groſſe Lehre nicht anfechten. Ich halte ſie, in ſo weit ich ſie als eine politiſche Erfahrung anſehen ſoll, für richtig. Sie iſt es leider für das menſchliche Geſchlecht nur allzuſehr.

Ob aber das Weſen der menſchlichen Geſellſchaft es nothwendig mit ſich bringe, daß ſie durch eine dieſer Federn beweget und erhalten werde, ob nicht die Natur durch einfachere und ihrer mehr würdige Treibräder die Glükſeligkeit ihrer erſten Lieblinge befördern würde, wenn dieſe ihren ein-

fältigen und mütterlichen Abſichten folgen wollten, iſt bey mir eine Frage, die ohne Ungereimtheit aufgeworfen werden kann.

Ich halte davor, daß der weiſe und gütige Urheber aller Weſen die Menſchen nicht ſo ſchlimm geſchaffen, als wir ſie uns vorſtellen, und als wir ſie in den bürgerlichen Geſellſchaften finden, darinnen wir mit einander leben. Wir ſind gebohren uns gemeinſchaftlich glükſelig zu machen, und der Trieb zu unſrem eignen Wolſeyn iſt mit dem zu unſers Nächſten ſeinem auf das genaueſte verſchwiſtert. Unſer Herz, wenn es nicht verderbt iſt, ſagt es uns genug, und wenn wir ein wenig nachdenken wollen, ſo finden wir unzehlbare Beweisthümer, daß unſere Glükſeligkeit mit unſers Nächſten ſeiner in dem engeſten Verhältniſſe ſtehet.

Die ſüſſeſten Empfindungen unſrer Seele, die einfacheſten, die erſten ſind Liebe. Unfähig alles das Gute, das wir verlangen und nöthig haben, uns ſelbſt zu verſchaffen, ſehen wir denjenigen, den die Natur uns zugeſellet, mit uns an der Verbeſ-

ſerung unſers Zuſtandes zu arbeiten, als ein Gut an, und als ein ſehr vortreffliches Gut, weil er mit Verſtande und Willen, weil er aus Freyheit ſich ſelbſt zu einem Werkzeuge unſers Beſten, zu einem Gute für uns machet.

Dieſer Begriff, von dem die Natur, ohne daß unſere Betrachtung dazu nöthig iſt, ein geheimes, ein mächtiges, ein feuriges Gefühl in unſer Herz geleget hat, iſt die einfältigſte und die natürlichſte Feder aller unverderbten menſchlichen Geſellſchaften.

Die erſte, die einfacheſte Geſellſchaft, woraus die andern alle zuſammengeſezet ſind und entſtehen, iſt diejenige, darinnen dieſer Trieb am feurigſten nnd am heftigſten iſt. Er ſcheinet aus lauter Flammen zu beſtehen. Diejenigen Geſellſchaften, die aus dieſer entſpringen, ſind wieder nichts als lauter Liebe. Kinder und Eltern, Brüder, Schweſtern, Verwandte, alle dieſe Verhältniſſe ſchlieſſen nichts als Liebe in ſich, und ſind nichts als Beweggründe einander *Gutes* zu thun. Die Menſchheit ſelbſt, dieſes allgemeine Verhältniß,

das

das unter uns allen von der Natur durch die Gleichheit unſerer Art feſtgeſezet iſt, läſt ſich ohne dieſen edeln Trieb nicht gedenken; und ihr Adel wird durch nichts mehr erhöhet als durch die Läuterung und Stärkung deſſelben.

Daher entſpringt der hohe Werth, den man mit ſo vielem Rechte der Freundſchaft beylegt, daher die Verabſcheuung der Undankbarkeit, und der Haß gegen alle Gewaltthätigkeiten.

Die Dankbarkeit und die Liebe ſcheinen, in den erſten Anfängen der menſchlichen Geſellſchaft, einem Verhältniſſe den Urſprung gegeben zu haben, das hernach zur Unmenſchheit ausgeartet. Ein weiſer und kluger Mann war im Stande die Arbeiten vieler auf eine Art einzurichten, daß ihnen ein weit gröſſerer Vortheil daraus erwuchs, als wenn ſie für ſich alleine gearbeitet hätten. Er hatte dabey keine andere Abſicht als ihr Glük, und das reine und ſüſſe Vergnügen Gutes zu thun. Sie fanden in ſeinen Abſichten nichts anders, und

der Erfolg erwekte in ihnen nichts als Empfindungen der reineſten Liebe und der lebhafteſten Dankbarkeit. Was konnten ſie daneben beſſers thun als ihr Glük dem Manne anvertrauen, den der Himmel mit einem Geiſte der Weisheit verſehn, es zur Vollkommenheit zu bringen. Sie gaben ſich ihm zu Knechten, und er ward ihr Herr, oder ihr Vater, denn damals bedeuteten beide Namen beynahe eines und ebendaſſelbe.

Durch dieſe Hülfe wurden einzelne Menſchen mächtig, hernach reich, und erwekten den Neid der minder Verſtändigen. Dieſe, da ſie mit Verſtande das gleiche Wolſeyn ſich nicht verſchaffen konnten, trachteten es mit Gewaltthätigkeit zum Stande zu bringen. Daher die abſcheuliche Maxime des barbariſchen Völkerrechts, daß der Raub an Fremdlingen begangen der Natur nicht zuwider ſey. Auch diejenigen ſelbſt, die durch ihre eigne oder ihrer Väter Weisheit reich und mächtig geworden, und die durch derſelben Menſchlichkeit und Gutthätigkeit ſich die Liebe und die Unterwerfung

werfung anderer erworben, wurden durch ihre Reichthümer ſchlimm, oder erbten doch mit den Gütern der Ahnen die Weisheit derſelben nicht.

Die Liebe zu den Reichthümern fieng an die edelſten Triebe der Menſchheit zu erſtiken, die allgemeine Menſchenliebe ward unterdrüket, und aus Neide verloren ſelbſt Brüder gegen Brüder die Empfindungen, welche die Natur in ihre Herzen gegoſſen.

Hieraus entſtunden Feindſchaften, Kriege, Unterdrükungen, Zuſammenſchwörungen, groſſe und mächtige Familien, Bündniſſe, und endlich vielerley Arten von bürgerlichen Geſellſchaften, darinnen die natürlichen Empfindungen der Menſchheit mehr oder weniger Stärke behielten.

Unter einem heiſſen und ſchwülſtigen Himmel, in einer aus weiten Ebnen beſtehenden Erdgegend, hat ein weichliches, ſchmachtendes, und an Gemüthe wie am Leibe ſchwaches und träges Volk ſich leicht in groſſer Anzahl der Beherrſchung eines

Einzigen untergeben, und ſich beynahe ohne Widerſtaud allen Eroberern zum Raube überlaſſen. Zufrieden, wenn man ihm in Ruhe ſo viel zum Genuſſe überließ, als es höchſt nöthig hatte; mürriſch und heimtükiſch böſe, wenn man es zu ſehr drükte, aber zu furchtſam ſich in Freyheit zu ſezen. Daher entſtund der Deſpotiſmus, eine abſcheuliche Regierungsform, weil freilich der niederträchtigſte aller Triebe, die Furcht die Feder davon, und gleichſam das Gegengewicht der häßlichſten aller Empfindungen, des Haſſes, iſt.

In glükſeligern Gegenden, wo die Leiber der Menſchen ſtark und würkſam, und ihre Seelen von eben dieſer Art waren, konnte eine ſolche Unterwürfigkeit nicht ſtatt finden. Die mit Bergen und Flüſſen durchſchnittene Gegend war daneben eine mächtige Hinderniß davon. Daher entſtunden daſelbſt kleine Geſellſchaften, welche um die geringſten Kleinigkeiten mit einander die härteſten Kriege führten. Dieſe vertrauten ihren Beherrſchern dabey nur einen Theil der Gewalt über

ſich,

ſich, und behielten ſich ſelbſt ziemlich wichtige Rechte vor.

Dieſe kleinen Staaten gründeten ſich im Anfange auf Liebe und Gerechtigkeit. Sie hatten wenig Reichthümer, die ihre Bürger hätten bewegen können gegen einander ungerecht zu ſeyn, und empfanden den Vortheil, den ſie aus ihrer gemeinſchaftlichen Verbindung und Freundſchaft zogen, allzu wol, als daß nicht ein jeder dem allgemeinen Beſten ſein beſonderes mit Vergnügen untergeordnet hätte. Das allgemeine Beſte foderte auch keine Opfer, welche der Natur zuwider geweſen wären. Die Beherrſcher dieſer Staaten hatten keine Urſachen zur Unterdrükung, da ſie bey der Freyheit und dem Wolſeyn der Ihrigen alle Vortheile und Vergnügen genoſſen, die ſie kunten, und welche der menſchlichen Natur gemäß waren.

Erſt mit der Vermehrung der Reichthümer ſchlichen ſich Ehrgeiz, Eitelkeit, unordentliche Begierden, Neid, Habſucht, und alle Arten von

 ſchlimmen

ſchlimmen Leidenſchaften ein, welche die Bürger gegen einander zur Ungerechtigkeit, und die Beherrſcher zur Unterdrükung verleiteten. Jenen thaten dieſe Einhalt ſo viel ſie koñten, und wenn es dieſe übertrieben, ſo erledigten ſich die Bürger von ihnen mit einer Wuth und einem Fanaticiſmus, die unbeſchreiblich ſind.

So lange das Angedenken und der Haß der alten Knechtſchaft währete, währete auch dieſer Eifer, der unbegreifliche Thaten würkte, und dem mancher Bürger ſeinen eigenen Vortheil und die heiligſten Triebe der Natur aufopferte. Dieſen Eifer nennet man Tugend, und wenn man ihn recht benennet, ſo iſt freilich die Tugend die Springfeder der freyen Staaten.

Unter einem rohen Himmel, in einem harten Lande, entſtunden Völker von einem eben ſo rohen und harten Charakter. Dieſe kannten keine andere Beſchäftigung als die Waffen, und fanden darinnen das Recht zu allem gegründet. Sie überſchwem̃eten mit unzählbaren Schaaren ein Land, wo wider die Natur der Deſpotismus eingeführet

rei war, unterwarfen es ſich, und führten eine Regierungsform ein, die bisdahin völlig unbekannt war. Der gemeine Bürger war eine Art von Sclaven, doch ward er nicht anders als nach den Geſezen regiert, und genoß hiemit eine gewiſſe Freyheit.

Die Sieger beynahe allein durften die Waffen führen, und hatten unter dem Fürſten zu den öffentlichen Geſchäften zu reden. Ein jeder trachtete nach nichts ſo ſehr als ſich in dem Kriege hervorzuthun, und darinnen ſich mehr Achtung und einen höhern Grad der Würde zu erwerben. Dieſe Art von Staaten nennte man Monarchien, diejenigen, welche das Recht hatten die Waffen zu führen den Adel, und den Trieb ſich darinnen hervorzuthun Ehre. Man hat alſo mit Recht geſagt, daß die Feder der Monarchien die Ehre ſey.

Indeſſen wie ſchwach ſind nicht alle dieſe ſo gerühmten Federn der bürgerlichen Geſellſchaften, eine wahre Glükſeligkeit der Bürger zu würken?

Und wie könnten ſie anders ſeyn, da ſie ſo weit von der Natur abweichen, und nichts anders als theils Mißbräuche, theils Würkungen der Phantaſie ſind. Ich glaube, die paradoxen Folgen, die man daraus gezogen hat, und die natürlich daraus entſtanden ſind, werden dieſes mein Urtheil völlig rechtfertigen.

Ich werde mich alſo nicht betriegen, wenn ich behaupte, die Liebe ſollte ſo wol die Feder der bürgerlichen, wie der natürlichen, Geſellſchaften ſeyn, und das vornehmſte Geheimniß der geſunden Staatskunſt ſollte ſeyn: „ Alle Hinderniſſe der Liebe „ wegzuräumen, und mehr durch dieſen Trieb „ als durch Geſeze und Zwang die Bürger zur „ Beföderung ihrer gegenſeitigen Glükſeligkeit zu „ bewegen. „ Glükſelig der Geſezgeber, welcher ein Volk findet, das ſich ſo natürlichen und ſo weiſen Geſezen unterwerfen will.

Das Verderbniß.

Der Deſpotiſmus iſt eine Regierung, die wol kann geändert, aber kaum verſchlimmert werden. Dieſes iſt von dem eigentlichen Deſpotiſmus unſtreitig wahr. Es giebt aber andere Regierungsformen, die mehr dem Deſpotiſmus als der Monarchie beykommen, allein die gar nicht in dieſem Falle ſind. Solche Reiche werden zwar von einem einzigen beherrſchet, ſie haben keinen Adel, keine eigentlichen Grundgeſeze; da aber mehr die Liebe als die Furcht, mehr eine gewiſſe Biegſamkeit, als eben Niederträchtigkeit die Triebräder davon ſind, ſo kann freilich eine ſolche Verfaſſung eben ſo wol ſchlimmer werden, als die Monarnarchie und die Republik; ja viel mehr, indem ihre eigentlichen Triebräder an ſich weit beſſer ſind als dieſer ihre. Das Chineſiſche Reich mag

vorzeiten

vorzeiten von dieſer Art geweſen ſeyn; der Haupt-grundſaz ſeiner Staatskunſt war den Staat als eine groſſe Familie anſehn zu machen, deren all-gemeiner Vater der Regent war; und welchem alſo jeder Bürger die Ehrerbietung und den Ge-horſam eines Sohns, wie er ihm die Liebe und die Treue eines Vaters ſchuldig war. Mit der Mo-narchie aber und der Republik befindet es ſich ganz anders. Ihre Triebfedern ſind eben nicht die allerbeſten, indeſſen werden ſie nach und nach ſchlaff, und endlich unmächtig, theils durch die Schuld und die falſche Politik ihrer Regenten ſo-wol als der Bürger, theils durch das natürliche Schikſal aller menſchlichen Dinge, denen die be-ſtändige Dauer ſowol als die Vollkommenheit verſaget iſt. Wenn ſie nicht zu Grunde gehen, ſo entſtehen daraus Staaten, die dem Deſpotiſ-mus ſehr nahe kommen. Ihre Triebfedern wer-den geändert, die Furcht, und neben ihr die Liebe zur Bequemlichkeit und den Reichthümern, nehmen die Stelle der Ehre und der Tugend ein, von denen man deñoch die Namen heiliglich beybehält.

Den

Den Monarchien, die nichts als Krieg und Unruhe athmen, wird, wenn Stoff zu äuſſerlichen Kriegen fehlet, die Ruhe zur Laſt. Der Adel, der keine andere Beſchäftigung kennet als ſich zu ſchlagen, und, ſelbſt wider ſeinen Fürſten, keinen andern Richter als das Schwerdt, ſuchet theils in Streitigkeiten gegen einander, theils in Factionen des Staates, die Erfüllung einer Neigung, die ihm gleichſam angebohren iſt. Aus dieſem können nichts als abſcheuliche Unordnungen entſtehen. Unter ſolchen haben alle europäiſchen Reiche viele Jahrhunderte hindurch geſeufzet.

Selbſt der wenige Reichthum, den ſich die Bürger in den Städten geſammelt, ward der Gegenſtand der Räubereyen des Adels. In denjenigen Gegenden, welche für die Handelſchaft und für die Manufacturen wol gelegen waren, trieb man indeſſen dieſelben immer, und brachte ſie endlich zu einer Vollkommenheit, daraus Reichthum und Bequemlichkeit erwuchſen. Der Edelmann, der die Vortheile davon ſah,

fieng

fieng auch an mehr von ſeinen Unterthanen zu ziehen, und die Weichlichkeit und angenehme Lebensart, die ihm allzuwol gefielen, milderten ſeinen rohen Charakter.

Nach und nach wurden der Fleiß und der Ueberfluß, hiemit auch die Bequemlichkeit und die Annehmlichkeiten des Lebens gröſſer, die Bedürfniſſe vermehreten ſich, die Menſchen wurden zähmer, ſie fanden nun andere Vergnügen neben der Luſt die Waffen zu führen, und opferten denſelben gern einen Theil ihrer Freyheit auf. Die Könige und Fürſten, ſamt ihren Miniſtern, denen der rohe Charakter des Adels, und der allzu kriegeriſche Geiſt deſſelben zuwider war, ſahen nicht ohne Freude die Mittel zunehmen, durch welche ſie dieſelben hem̃en und bezähmen konnten.

Daneben nahm der Wolſtand der meiſten Unterthanen dadurch augenſcheinlich zu, und die Regenten fanden in dem Anwachſe des Geldes neue Mittel ihre Phantaſien zu ſtillen, und ſich in

ein

ein weit beträchtlicheres Anſehn von Gröſſe zu ſezen. Alles dieſes war eine Zeitlang noch ſehr roh und auf einem ſehr geringen Grade der Vollkomenheit. Man zog auch nicht alle Vortheile daraus, die man in der Folge der Zeiten daraus ziehen gelernet, und die Unordnungen in den Reichen höreten auch nicht ſo bald auf.

Doch wurden nach und nach die Edelleute der Unruhen überdrüſſig, und da die Höfe in den Stand kamen ſie mit Gnadengeldern zu beruhigen, ſo ward alles noch weit mehr gemildert. Mit dem Anwachſe der Reichthümer wuchſen Bequemlichkeit und die Annehmlichkeiten des Lebens zu Weichlichkeit, Pracht, Ueppigkeit, Schwelgerey, und was zuvor Ueberfluß war, ward nun Wolſtand und Nothdurft.

Die unerſchöpfliche Phantaſie machte einen Bund mit der Gewinnſucht, und ſie brüteten zuſammen eine ſolche Menge neuer Erfindungen aus, die unbeſchreiblich iſt. Alles was ſie hervorbrachten,

ten, nennten ſie Güter, und beredeten die Menſchen, daß dieſelben zur Glükſeligkeit nöthig wären. Das Maß von allen dieſen Gütern war das Geld, auch eines ihrer Geſchöpfe. Dieſes erhoben ſie zu dem höchſten Gute, und ſtürzten ſo wol die Liebe als ſo gar die Ehre von dem Throne.

Auf dieſes muſte ſich nothwendig die Natur der Reiche, die Staatskunſt, und die ganze Verfaſſung der Geſellſchaft ändern. Der groſſe Grundſaz der Regierungskunſt ward, „ die Quellen der „ Reichthümer zu vermehren, und die Bürger, „ das iſt den Adel, und das Volk, das ihm anhan„ gen konnte, durch dieſelben ſowol als durch „ andere Mittel weichlich und unterwürfig zu ma„ chen. „

Man ward durch die Reichthümer in den Stand geſezet groſſe Kriegsheere von einheimiſchen und fremden Völkern auf den Beinen zu halten. Man konnte dadurch dem Adel und andern angeſehnen

Bürgern,

Bürgern, in Aemtern und ſonſt zur Belohnung ihrer Unterwürfigkeit, ſchöne Gnadengelder und Beſoldungen ausmachen, ohne welche ſie nun nicht mehr leben konnten. Man unterdrükte ihre Gemüther, und ſchwächete ihre Leiber durch alle Anläſſe zu Schwelgereyen, Ergözlichkeiten, und allen Unordnungen, die natürliche Folgen der Reichthümer und der allzugroſſen Bequemlichkeiten ſind. Man bediente ſich eines noch weit bequemern Mittels, in gewiſſen Ländern die Herzen der Männer zu erniedrigen. Man machte ſie beſtändig in Geſellſchaft mit Weibsperſonen leben, und gewöhnte ſie dadurch ſich mit Kleinigkeiten wie mit wichtigen Sachen zu beſchäftigen.

Alſo wurden Habſucht, Wolluſt, und eitle Begierden mächtigere Triebräder der Handlungen der Bürger als die Ehre; und die Reichtümer erwarben ſich mehr Recht zu der allgemeinen Bewunderung und Hochachtung als die Dapferkeit. Dieſes änderte das Syſtem des Staates beynahe völlig, und aus einer militariſchen und politiſchen

Regierung ward eine kaufmänniſche. Ja es giebt Staaten, darinnen der König der vornehmſte Kaufmann des Reiches iſt; und wo der Fürſt ſeiner Unterthanen Schweiß an niederträchtige und gewinnſüchtige Blutſauger verhandelt, oder ihr Blut ungerechten und raubbegierigen Eroberern zu Werkzeugen ihrer Ungerechtigkeit verkaufet.

In den meiſten Reichen und Fürſtenthümern entſtund eine mildere Art von Deſpotiſmus. Die Furcht, welche Trägheit bey den Unterthanen und Gewalt bey den Fürſten in Europäiſchen Seelen kaum jemals hätten würken können, ward in ihnen erweket, da man ſie in die Bedürfniß ſo vielerley Güter geſezet, für die ſie empfindlicher und gelehriger wurden, als ehmals für ihr Leben ſelbſt. Da man ihnen den Mangel der Freyheit mit ſo vielen Scheingütern erſezte, und ihnen Anlaß gab, ſich auf ſo verſchiedne Arten zu beſchäftigen und zu zerſtreuen, ſo empfanden ſie den Verluſt derſelben nicht mehr.

Indeſſen

Indeſſen da ein völliger Deſpotiſmus in Europa vielleicht unmöglich iſt, bleiben weislich die Geſeze in ihrem Weſen, obwol nicht allezeit in ihrer Kraft; und das Vorurtheil der Ehre hat man bey dem Adel ſo weislich fortzupflanzen und zu leiten gewuſt, daß es nun keine andere Würkungen mehr haben kann, als die der eingeführten Regierungsart vortheilhaft ſind.

Die freyen Staaten der neuern Zeiten haben ungefähr ein gleiches Schikſal gehabt. In ihren erſten Anlangen waren theils noch viele Ueberbleibſel von Monarchiſchem, da ſie aus Trümern von Monarchien entſtanden, theils waren ſie allzuviel wie Municipalſtädte, oder wie unterthänige Städte eingerichtet, welches denſelben äuſſerſt nachtheilig geweſen. Ihre Freyheit, ihre Sitten, ihre Geſeze, und ihr ganzes republicaniſches Weſen waren ſo zu ſagen Werke des Zufalls. Es iſt alſo leicht zu ſchlieſſen, wie viel mangelbares in ihren Einrichtungen geblieben ſeyn muß.

Indeſſen hat doch bey den meiſten die republikaniſche Tugend, als eine natürliche Folge der Befreyung, auch in dieſen Staaten ihr Recht auf eine ausnehmende Weiſe behauptet.

Die Eidsgenößiſchen inſonderheit haben durch dieſelbe Proben von Dapferkeit und Muth abgelegt, die den gerühmteſten Thaten der Griechen nichts nachgeben. Sie haben dadurch die Hochachtung von ganz Europa erworben und verdienet.

Die vereinigten Niederlande, Venedig und Florenz, haben bey vielen Anläſſen denſelben Ruhm erhalten.

Allein die Reichtümer ſchlichen ſich theils durch die Handelſchaft, theils durch die Beherrſchung eroberter Länder, theils durch fremde Kriegsdienſte, in dieſe Staaten, wie in die Monarchien, ein, und ſie hatten natürlicher Weiſe dieſelbigen Folgen, inſonderheit da die Gefahren von auſſen nicht mehr ſo groß waren.

Das verführeriſche Beyſpiel der Monarchien vergiftete dieſe Republiken noch mehr. Die Bequemlichkeit und Weichlichkeit haben ohne dieſes groſſe Reize, wenn ſie ſich nach und nach zu koſten geben. Allein unſere Republikaner fanden ſie ſchon bey ihren Benachbarten auf einem gewiſſen Grade der Vollkommenheit. Die Venetianer und Florentiner bey den Griechen, die Schweizer und Holländer bey den Franzoſen und Italiänern. Sie fiengen hiemit eben ſo ſehr an ſie zu lieben, als dieſe, und damit nahmen die Reichtümer bey ihnen einen nicht weniger hohen Grad des Werthes an.

Die klugen Könige ſahen und beförderten dieſen natürlichen Hang gar zu gerne, weil das Verderbniß der Republikaner allezeit ihr Vortheil iſt.

Nach und nach vermehrete ſich das Uebel; Pracht, Ueppigkeit, Schwelgerey, Eitelkeit und Wolluſt, nahmen in den Republiken auf eine auſſerordentliche Art überhand, und mit ihnen

der allzeit zunehmende Durſt nach Reichthümern, die täglich nothwendiger wurden. Der Begriff des allgemeinen Beſten, der Eifer für die Freyheit, und hiemit die republikaniſche Tugend, wurden ſchwach, und verlohren gleichſam alle ihre Kräfte auf die Herzen der Bürger. Der Eigennuzen nahm alle Seelen ein, und mit ihm eine gewiſſe Niederträchtigkeit, die mit der Freyheit unmöglich beſtehen kann.

Der mächtige Bürger muſte theils den Staat an Fremde verkaufen, theils ſich oder die Seinigen aus den Bedienungen deſſelben ernähren. Mit einem andern mächtigen Bürger muſte er die Vortheile, die daraus zu ziehen waren, wie einen Raub theilen, und die Niedern muſte er aus der Ausbeute des Staates erkaufen, um ſeine Ungerechtigkeiten zu unterſtüzen. Dieſe wurden daher aus freyen Leuten zu Sclaven, aber zu ſolchen, die zugleich inſolent und niederträchtig waren.

Nach und nach gewöhnte man ſie auch an das Joch, doch an einem Orte mehr als an dem andern. Alſo ward der übelverſtandne Eigennuzen, wie in den Monarchien, ſelbſt in den freyen Staaten die Feder der Regierung. Beyderley Staaten ſind gleich verderbet, der Unterſchied iſt nur, daß eine verderbte Monarchie erträglicher iſt als eine verderbte Republik.

Das Elend.

Das politiſche Verderbniß iſt niemals allein. Es hat an dem moraliſchen allezeit eine nothwendige Vorgängerin und Begleiterin, und das Elend iſt eine eben ſo natürliche Folge davon. Ich glaube, ich kann als einen Saz der keines Beweiſes bedarf annehmen: Je mehr die Liebe, welche das Weſentliche der Menſchheit ausmachet, in dem menſchlichen Herzen verſchwindet, und je mehr der Menſch ſich von der Ordnung und den Schranken entfernet, welche ihm die Natur vorſchreibet, daß er deſto mehr ſittlich ſchlimm und verderbet werde. Dieſes iſt aber natürlich mit denjenigen Uebeln verknüpfet, welche das Verderbniß der Staaten würken.

Die Eigenliebe iſt ohne dieſes von einer ausnehmenden Zärtlichkeit und Lebhaftigkeit. Die Sorge

für

für ſich ſelbſt iſt von Natur bey einem jeden der Trieb, der den erſten Plaz behauptet. Auſſer in auſſerordentlichen Leidenſchaften weichen ihr alle andern Empfindungen. So weit das Ich eines jeden ſich erſtreket, will es allein herrſchen, und keinen andern Herrn neben ſich leiden. Es iſt das ſchwereſte Geſeze der Natur, welches uns befiehlt die Botmäßigkeit deſſelben einzuſchränken, und unſere eignen Vortheile der Glükſeligkeit anderer unterzuordnen.

Allein die Uebel, von denen wir angemerket haben, daß ſie die Urſachen des Verderbniſſes der Staaten ſeyn, haben eben daher eine ſo groſſe Macht, weil ſie dieſes unſer Ich auf eine unbeſchreibliche Art ausdähnen, unſerer Einbildungskraft mit einem uneingeſchränkten Gebiete von Gütern und Vergnügen ſchmeicheln, und uns für dieſelben noch empfindlicher machen, als wir es für die natürlichſten ſelbſt ſind. Dieſe Menge von neuen Empfindungen kann nicht anders, als die

alten verdrängen, und die Macht derſelben verringern.

Da unſer eigenes phantaſtiſches Wol ſo viel von uns fodert, und uns beſtändig beſchäftiget, wie wollten wir mehr uns um das Wol anderer bekümmern können? Da dieſes uns auf alle Weiſe hinderlich wird, indem es die Botmäßigkeit unſerer Einbildung und unſerer Begierden einſchränken muß; da es, wenn es gröſſer iſt als das unſrige, uns auf eine demüthigende Art, das was uns fehlet, vorrüket, wie ſollten wir es nicht haſſen, und daraus anſtatt Freude nicht Unluſt ſchöpfen? Da die Mittel, durch die ein anderer ſich dieſelben zuwege bringt, uns ſo dienlich und beynahe nöthig wären, wie ſollten wir nicht trachten mit Liſt oder mit Gewalt dieſelben an uns zu bringen?

Wie können bey den Menſchen alſo andere Empfindungen hieraus entſtehen, als Liebloſigkeit, Haß, Neid, Mißgunſt, Habſucht, Ungerechtigkeit,

Gewalt-

Gewaltthätigkeit, Liſt und Betrug? Was ſoll alſo aus der Menſchenliebe werden?

Aber nicht allein die allgemeine Menſchenliebe leidet unter dieſem Verderbniſſe. Nach und nach werden auch die beſondern Triebe ſchwächer. Die Verwandten, ſelbſt die Brüder, welche die Natur einander als angebohrne Gehülfen zugegeben, fangen an ſich als Hinderniſſe ihres Wolſeyns anzuſehen, und einander zu haſſen. Selbſt Eltern und Kinder werden einander zur Laſt, und ſie, die natürlicher Weiſe nur ein Ich ausmachen ſollten, haben einander widrige Vortheile.

Der Ehrgeiz hat eben dieſelben Folgen wie die Habſucht, und er hat ſie mit mehr Heftigkeit, weil er in ſtärkern und edlern Seelen ſeinen Siz hat. Er nimmt meiſtens die Habſucht zu ſeiner Gefährtin, und er kann ſie kaum entbären.

Durch dieſe zwo Leidenſchaften werden die Herzen der Menſchen völlig geändert, und der Menſch höret durch ſie auf ein Menſch zu ſeyn.

Er

Er wird wilder und roher als ein wildes Thier, und er allein wird ein Innbegriff aller abſcheulichen Eigenſchaften, welche jede Art der Thiere abſonderlich bezeichnen und uns fürchterlich machen. Furcht, Mißtrauen und Bosheit werden dadurch immer gröſſer, und bannen beynahe alle natürlichen angenehmen Empfindungen aus der Geſellſchaft.

Dieſer Verluſt wird indeſſen der verderbten Einbildung auf einer andern Seite erſezet. Man hat das Reich der Wollüſte und der Ergezlichkeiten erweitert. Die unordentlichen Triebe haben nach und nach überhand genommen. Sie haben die Geſeze, die natürlichen Empfindungen und die glüklichen Vorurtheile, die ihnen widerſtunden, überwunden. Sie haben unſelige Vorurtheile eingeführet, die ihre Macht unterſtüzen. Die Unordnung ſelbſt ward Ordnung, und die Greuel einiger Länder ſind zu einem ſolchen Grade gelanget, daß die Menſchheit kaum mehr anders wünſchen

darf,

darf, als daß es bey den natürlichen Unordnungen bliebe.

Die Ergezlichkeiten und Luſtbarkeiten ſteigen auch immer mehr. Sie weichen aus den Schranken, welche ihnen die Natur vorſchreibt, und unterhalten die Menſchen in einer beſtändigen Zerſtreuung, die ſie abhält in ſich ſelbſt zu kehren, und zu gedenken daß ſie Menſchen ſind. Durch dieſes Gemiſche von widrigen Empfindungen, Begierden und Ausſchweifungen, wird der Menſch in dem Menſchen völlig vernichtet, und aus einem der edelſten Weſen erniedrigt er ſich zu dem unwürdigſten.

Hieraus kann nichts anders als ein allgemeines und vielfaches Elend entſtehen.

Das erſte iſt der Mangel der Tugend an ſich, die erſte und vornehmſte Straſe und Unſeligkeit des Laſterhaften. Deñ die angenehmen Empfindungen, welche der weiſe und gütige Urheber der Natur, mit der Erfüllung der natürlichen Triebe, mit der Ordnung,

und mit der Mäſſigung verknüpfet; die Ruhe des Gemüthes daneben und die beſtändige Freudigkeit, die ſie begleiten, ſind, ſo einfältig und ungekünſtelt ſie ſind, von einer Süßigkeit und von einer Stärke, denen alle die Vergnügen, die den verderbten Menſchen ſo ſehr reizen, lange nicht beykommen. Sie erſtreken ihre angenehmen Folgen auch jenſeits des Grabes. Ihre Dauer iſt unendlich, und immer in einem höhern Grade der Lebhaftigkeit und der Reinlichkeit.

Die Unordnung aber und das Laſter führen nichts als vielerley Unruhen, Sorgen und Verdruß mit ſich. In dem Geiſte würken ſie Dunkelheit, das Herz martern ſie durch einander widerſtehende Begierden, und den Leib bringen ſie durch Unmäßigkeit, Unenthaltſamkeit, und durch die Leiden des Gemüthes, die ſie verurſachen, in den elendeſten Zuſtand, und zu einem frühzeitigen Untergange.

Wie das Verderbniß der Sitten die Ruhe, die Sicherheit und das Heil der Staaten untergrabe, iſt in der vorhergehenden Abhandlung weitläuftig ausgeführet worden. Das Elend der Bürger aber, ſo wol der ſchlimmſten als auch der minder ſchuldigen, verdienet abſonderlich und mit vieler Aufmerkſamkeit erwogen zu werden.

Durch die ſich immer vermehrenden Bedürfniſſe werden die Mittel dieſelben ſich zu verſchaffen immer nothwendiger, und immer geſchwächet, ſo daß ſie neue Zuſäze nöthig haben. Kein Stand iſt der nicht in die Nothwendigkeit geſezet wird gröſſern Aufwand zu machen, und dem andern die Mittel dazu abzudrängen. Keiner iſt, den nicht Ausgaben, die ſeine Kräfte überſteigen, nöthigen durch Ungerechtigkeit, Liſt und Betrug, was ihm abgehet, zu erſezen.

Die Geſellſchaft wird dadurch in den elendeſten Stand gebracht, den man ſich vorſtellen kann. Der Wucher verzehret vollends was Ueppigkeit

und

und Schwelgerey nicht geſchwinde genug durchbringen. Die Bürger, die nicht mächtig, nicht ungerecht, oder nicht glüklich genug ſind ſich in dieſen Umſtänden aufrecht zu erhalten, gerathen in eine Armuth und in eine Bedürfniß, die ihnen deſto unerträglicher werden, je verderbter ſie geweſen, und die ſie zu Entſchlüſſen und Lebensarten zwingen, die der Geſellſchaft auf das äuſſerſte nachtheilig ſind, und das Verderbniß und das Elend darinnen vermehren.

Die Ehre der Unglüklichen ſelbſt, die Tugend ihrer Weiber und Töchter, werden die lezte Zuflucht ihres Elendes, und nachdem ſie ſich ſelbſt durch ihre Unbedachtſamkeit in die äuſſerſte Noth geſtürzet, werden ſie noch zu den Vergiftern der Sitten, und ziehen andere mit ſich in denſelben Abgrund.

Diejenigen aber, die Anſehen, Macht und Verſtand beſizen ſich aufrecht zu erhalten, thun es nicht anders als durch eine Vermehrung

rung des öffentlichen Elendes. Die Könige, die Fürſten, die Richter ſelbſt werden durch den Anwachs des Uebels dazu genöthigt. Die Staatskunſt, die eigentlich der Glükſeligkeit des menſchlichen Geſchlechtes geheiliget ſeyn ſollte, wird zu der elenden Wiſſenſchaft den Unterthanen das ihrige unter gutem Vorwande abzupreſſen erniedriget. Die Fürſten werden Kaufleute, und die Unterthanen unglükſelige Opfer des Geizes von Pachtern und Einnehmern.

Mit den immer ſich vermehrenden Unterdrükungen verſchwinden Luſt und Muth zu dem Akerbaue, und ſo gar das Vermögen dazu. Die Felder kommen aus den Händen emſiger Landleute in die Gewalt eigennüziger und ungeſchikter Beſizer, und tragen alſo lange nicht mehr ſo viel als Fleiß und Freyheit daraus würden gezogen haben.

Der Landmann ſuchet andere Zuflucht, und findet in der Ueppigkeit der Reichen eine, welche

ihm Bequemlichkeit und gute Tage giebt. Allein ſie macht ihn durch ein liederliches Leben nicht nur dem Staate unnüze, ſondern zu einer würklichen Laſt und zu einem Schandfleken deſſelben. Nichts iſt dem Staate nachtheiliger als die groſſe Menge von Bedienten. Dieſe werden insgemein die ſchlimmſten und verderbteſten Menſchen, und in ihrem Alter darben ſie.

Andere Profeßionen, die Folgen und Werkzeuge des Prachts und des Verderbnißes ſind, haben das gleiche Schikſal, und diejenigen, welche ſie ausüben, ſind gemeiniglich im Alter dem Elende durch ihre eigne Schuld, und weil ſie dem ſchlimmen Beyſpiele derer, die ſie verderben helfen, nachfolgen, ausgeſezet.

Alſo ſehen wir durch das allgemeine Verderbniß auch ein allgemeines Elend; in den Städten beynahe durch eines jeden eigne Schuld, und auf dem Lande durch die Härtigkeit und Ungerechtigkeit derjenigen, denen die Glükſeligkeit und das Heil

des

des menſchlichen Geſchlechts anvertrauet iſt. Und wie viel Elend iſt verborgen?

Man ſiehet dieſes, man weiß es, man iſt davon überzeuget; und dennoch wird die Menſchheit darüber nicht einmal rege. Kaum vermag die Religion mit allen ihren wichtigen Gründen die erkaltete Liebe ein wenig zu Linderung des Elendes anzufachen; und dieſes insgemein erſt alsdann, wenn durch das Alter alle andere Triebe in den Herzen erſterben, und man ſich in der Nothwendigkeit glaubet ſeine Jugendſünden mit den guten Werken des Alters auszutilgen. Indeſſen hebet dieſes alles das Uebel nicht aus dem Grunde. Es mildert daſſelbe kaum.

Das politiſche und ökonomiſche Elend und Verderbniß kann nicht gehoben werden, man hebe denn das ſittliche; und wo iſt der Geſezgeber der ſich verſprechen dürfe die Menſchen weiſe und tugendhaft zu machen, und ihnen den Stof zu dem Uebel (materiem mali) aus den Händen zu winden?

Die Ungleichheit der Stände.

Die Natur hat einen jeden mit den gleichen Rechten verſehen. Der erſte Monarche der Welt empfängt vor dem lezten ſeiner Unterthanen von den gerechten Händen dieſer allgemeinen Mutter keinen Freyheitsbrief. Sie unterwirft alle ihre Kinder den gleichen Geſezen, da ſie alle mit der gleichen Liebe umfaſſet.

Worauf gründet ihr alſo, Groſſe, Reiche und Mächtige der Erde! die Vorrechte über eure Brüder, worauf ihr euch ſo viel zu Gute thut? Woher nehmet ihr das Recht allein mit Ausſchluſſe aller andern in dem Ueberfluſſe und der Bequemlichkeit zu ſizen, und eure Brüder ohne Menſchlichkeit und ohne Empfindlichkeit darben zu ſehen? Wer hat euch erlaubet das allgemeine Erbgut der Natur euch allein zuzueignen, und

eure Brüder zu euren Knechten zu machen. Die Natur ſelbſt, wenn ihr noch für ihre Stimme, die in euch wohnet, empfindlich ſeyd, ſezet euch zur Rede. Verantwortet euch.

Feige, entnaturte Menſchen! ihr glaubet alle Pflichten der Liebe erfüllet zu haben, wenn ihr denen, welche unter euch ſind, noch ein mühſeliges und kummervolles Leben zugeſtehet, und dieſes aus der großmüthigen Geſinnung, weil ihr, wenn keine Arme und Geringe wären, nicht in der Hoheit und in dem Ueberfluſſe leben könntet. Greulicher Irrthum! der ein Schandflek der Menſchheit iſt, und durch den ihr euch ſelbſt erniedriget.

Die Natur erlaubet keinen andern Unterſchied der Stände, als einen ſolchen, der einen jeden ihrer Söhne glüklicher machet. Dieſes iſt das einzige Vorrecht der Hoheit. Alle Groſſen ſind klein, ſo lange ſie dieſes nicht für das gröſte ihrer Vorzüge halten.

Die Natur, ob ſie gleich die Rechte der Menſchen durchgehends gleich gemachet, hat dennoch ihre Gaben nicht allen in dem gleichen Maaſſe mitgetheilet. Sie würde, wenn ſie dieſes gethan hätte, ihre Abſicht die Menſchen durch die Geſellſchaft und durch gegenſeitige Hülfe glüklich zu machen nicht erreichet haben. Das menſchliche Leben wäre allezeit in einer Unvollkommenheit geblieben, dabey wir vor den Thieren keinen oder einen ſehr geringen Vortheil gehabt haben würden.

Daher hat die Natur den meiſten Leibesſtärke zu dem Feldbaue und den mechaniſchen Künſten gegeben. Einige aber ihrer beſondern Lieblinge hat ſie mit Verſtande, edeln Empfindungen, Klugheit, und vielerley Arten von Geſchiklichkeit begabet. Sie thut dieſes nicht als eine partheyiſche Mutter, für derſelben eignes Wol allein, und um ſie vor ihren übrigen Kindern zu begünſtigen, ſondern daß ſie damit für die Wolfahrt ihrer

übrigen

übrigen Brüder ſorgeten, dieſelben anführeten, die Güter, welche die Natur allen darbeut, zu verbeſſern, die Mittel zur Glükſeligkeit zu vervielfachen, und daß ſie die Ordnung, ohne welche keine Geſellſchaft beſtehen kann, ihre nicht ſo weiſen Brüder lehreten, und dieſelben dabey vor allen Anfällen des Uebels bewahreten.

Dieſes ſind die einzigen Vorrechte, welche die Natur einem Menſchen vor dem andern mittheilet. Durch dieſe haben ſich die erſten, die unter den Menſchen ſich Anſehn und Gewalt erworben, vor den übrigen unterſchieden. Sie brauchten das Recht die Gutthäter des menſchlichen Geſchlechtes zu ſeyn auf eine Art, die den weiſen Abſichten der Natur gemäß war. Durch dieſes erwarben ſie ſich die Liebe und die Dankbarkeit ihrer Brüder, nebſt ihrer Bewunderung und Hochachtung.

Hierinnen müſſen wir den erſten Urſprung des Unterſchiedes der Stände ſuchen. Nichts war na-

türlicher, als daß jeder ſich beſtrebete ſeinen Gutthätern Proben ſeiner Dankbarkeit zu geben, und dieſelben mit einer Liebe und einer Hochachtung betrachtete, die der Verehrung beykam. Auch auf diejenigen, die ihnen zugehöreten, auf ihr Geſchlechte, auf ihre Kinder, auf die ſie ſorgfältig waren ihre Tugenden fortzupflanzen, erſtrekete das dankbare Volk eben dieſelbe Liebe und Verehrung. Daher entſprangen die Rechte, welche alle Völker ihren Geſezgebern, Weiſen, Prieſtern, Königen, und den Familien derſelben mitgetheilet, und die Zuverſicht, womit ſie denſelben zulezt ihre Freyheit und ihre heiligſten Rechte anvertrauet haben. Glükſelig, wenn dieſe nicht ausgeartet, ſondern mit den Rechten ihrer Ahnen auch allemal die Tugenden derſelben ererbet hätten.

Nach und nach wuchs das Uebel mit dem Verderbniß an. Die lezten Züge von Menſchenliebe und väterlicher Huld, welche ehmals die Herzen der Regenten, des Adels und der angeſehnen

Bürger

Bürger beſeeleten, verſchwanden. Die Härtigkeit und die Tyranney nahmen unter verſchiedenen Geſtalten die Oberhand, und das verdammliche Vorurtheil, als ob die Kleinen der Groſſen halber gebohren wären, verdrängte aller Orten die Wahrheit, die das heiligſte Vorrecht der Menſchheit ausdrüket, daß kein Menſch durch des andern Leiden oder Nachtheil glüklich ſoll werden, oder vielmehr wahrhaftig glüklich werden könne.

Dieſes iſt die Quelle des allgemeinen Elendes. „ Allein es iſt ja nicht möglich demſelben abzu„ helfen. Die Natur der Geſellſchaft erfodert es, „ und was wollen wir uns über ein Uebel be„ klagen, das eine nothwendige Folge derſelben iſt? „ Elende Ausflucht! Die Natur der Geſellſchaft will nicht; daß ein einziger Menſch elend ſey; ihre Abſicht iſt die Glükſeligkeit eines jeden insbeſondere, wie aller insgemein. Gott und Natur verbieten der Geſellſchaft die Ungerechtigkeiten eben

ſo ſehr als einem jeden beſondern **Gliede** derſelben.

So bald der Wolſtand dieſer oder jener Bürger auf einen ſo hohen Grad kömmt, daß derſelbe nicht ohne anderer ſeiner Mitbürger Elend beſtehen kann, ſo iſt er ein Uebel und eine Ungerechtigkeit. So bald ein Menſch in der bürgerlichen Geſellſchaft nicht zum mindeſten eben ſo glüklich leben kann als er in dem Stande der Natur leben würde, ſo iſt die Verfaſſung ſchlimm, und ihm geſchieht Unrecht. Denn ein jeder hat von der Geſellſchaft zum mindeſten die Vortheile zu fodern, dazu ihn die Natur unwiderſprechlich berechtigt, und derjenige Unterſchied der Stände, der nicht nebſt der gröſten möglichen Glükſeligkeit eines jeden die Vollkommenheit des Ganzen zu befördern dienet, iſt eine Ungerechtigkeit, die der Himmel nicht ungerochen laſſen wird.

Bauern, Taglöhner, Fröhner, **Junkern**, Kaufleute, **Gelehrte**, Unterthanen, Sclaven,

Regenten,

Regenten, Könige, Unweiſe und Weiſe! Ihr, die ihr eurer Schäze und eurer Herrſchaften kein Ende ſehet, und ihr denen auf der Welt nichts mehr gehöret, als ſie darein gebracht, oder denen man vielleicht ihre Cörper ſelbſt nicht eigen läſt; ihr, deren Einſicht und verwegne Scharfſichtigkeit die innerſten und die entfernteſten Heiligthümer der Natur aufgeſchloſſen, und ihr, deren eingeſchränkter Verſtand nicht zwo Ideen zu überſehen fähig iſt; ihr ſeyd alle zugleich Lieblinge des Himmels, ihr ſeyd alle zur Tugend und einem euern Umſtänden gemäſſen mit derſelben verknüpften Glükſeligkeit gebohren.

Folget nur der Stimme der Natur. Liebet einander, ſuchet euer Glük darinnen, daß ihr einander Gutes thut. Dieſes iſt der erſte Trieb, den ſie in eure Seele geſenket, und der ſchönſte nach demjenigen, der euch zu ihrem ewigen, zu ihrem unendlichen Urheber ziehet. Dieſer würde in euern Seelen und in dem moraliſchen

raliſchen Ganzen eine Harmonie wirken, die eben ſo ſchön, eben ſo reizend, eben ſo ſanft wäre als die unveränderliche Harmonie der Sphären.

Unglükſelige, welche dieſelben erſtiken! Bedenket es, Groſſe, daß durch ſie allein eure Hoheit zu einer wahren Hoheit wird; bedenket es, Geringe, daß durch ſie auch eure Niedrigkeit und euer Elend ſich für euch in Güter verwandeln.

Betrachtet alle, daß jenſeits dieſes ſtürmiſchen und veränderlichen Lebens ein ſtätes und unveränderliches iſt, die Ungerechtigkeiten des izigen zu verbeſſern, die Liebe und Tugend deſſelben zu belohnen, deſſen Liebloſigkeit aber und Laſter abzuſtrafen. Ihr werdet alsdann nicht mehr Fröhner, Bauern, Könige, Weiſe, Unweiſe, ihr werdet alle gleich glüklich und gleich unglüklich ſeyn, nachdem ihr hier Liebe oder Liebloſigkeit ausgeübet. Denket an die erſchrökliche Wahl, ihr werdet daſelbſt, nachdem ihr es hier geweſen, Freunde oder Feinde der Gottheit ſeyn, und zittert, ihr werdet es vielleicht ewig ſeyn.

Ich will alſo den Unterſchied der Stånde nicht aufheben. Ich ſehe denſelben, wenn er in ſeinen Schranken bleibet, als der Geſellſchaft ſehr nüzlich und vortheilhaft und auch als ſehr gerecht an. Ich will aber dabey dieſen Grundſaz der Staatskunſt feſtgeſezet haben: **Daß die Hauptſorge der Regierung dahin gehen ſoll, daß in dem Staate kein einziger Menſch elender ſeyn ſoll, als er in dem Stande der Natur würde geweſen ſeyn; daß ein jeder Bürger von dem Staate die Güter fodern könne, die wir oben in der zweyten Abhandlung als der menſchlichen Natur weſentlich angeführet; daß je mehr der Wolſtand unter vielen Familien der Bürger in einer gewiſſen Gleichheit ausgetheilet werde, der Staat deſto blühender und vollkommner ſey; und daß der geringſte Bürger zu der Glükſeligkeit eben das Recht habe, wie der vornehmſte.**

Dieſer

Dieſer Grundſaz iſt von einer Wahrheit und einer Richtigkeit, die nicht können zweifelhaft gemacht werden, obgleich er vielleicht, in allen ſeinen Folgen betrachtet, der angenommenen Politik und Rechtsgelehrtheit völlig widerſpricht. Ich will ihn nicht ausführen. Ein jeder verſtändiger und billiger Leſer wird dieſes ſelbſt thun können; und die Natur redet ſtark genug dafür.

Ich will dennoch einige Folgen davon anführen. Nichts iſt härter, ſchärfer, und der Menſchheit mehr zuwider als unſere Criminalgeſeze. Indeſſen halten ſie doch die billigſten und die aufgeklärteſten Geiſtlichen ſelbſt vor billig, und rechtfertigen ſie mit der Nothwendigkeit, welche der Geſellſchaft ein Recht dazu giebt. „ Man würde „ wider die Geſellſchaft, wider die ehrlichen Leute „ grauſam ſeyn, wenn man nicht die Schlim„ men auf das härteſte abſtrafte. Je mehr ſich „ das Uebel vermehret, deſto mehr muß man die „ Strafen wider daſſelbe verſtärken. „ Daher findet man wider alle Natur die bey uns eingeführte Strafe des Diebſtals der Gerechtigkeit gemäß.

Wenn wir aber über dieſe wichtige Materie ſorgfältiger nachdenken, ſo werden wir die Schuld ganz an einem andern Orte finden, als wo wir uns überreden dieſelbe gefunden zu haben, und wo wir ſie mit unmenſchlichen Peinen beſtrafen. Der Staat ſelbſt iſt ſträflich. Wenn man durch eine weiſe Einrichtung, durch kluge Geſeze, durch gute Policey, durch ſorgfältiges Wachen, die Urſachen, die Möglichkeit, und, ich darf beynahe ſagen, die Nothwendigkeit des Uebels wegräumete, ſo würde man der unmenſchlichen Gerechtigkeit, das Uebel mit ſo abſcheulichen Qualen abzuſtrafen, überhoben ſeyn.

Unſere unglükſeligen Zeiten, da ein Krieg, über den ſelbſt die Härtigkeit des barbariſchen Weltalters erſtaunen müſte, die ſchönſten Länder verheeret, und unzehliche Unglükliche machet, giebt uns hier Anlaß zu einer Betrachtung, die eine Folge der obigen iſt.

Wenn dieſer Krieg einmal geendet, wenn die

Ord-

Ordnung hergeſtellet, und der ſchmachtende Landmann mit der ſüſſen Sicherheit vor der Wuth der Kriegsheere beglükſeliget ſeyn wird, wird die unglükſelige Anzahl der Beurlaubten, aus Noth, Hunger und Armuth gezwungen, demſelben und der öffentlichen Ruhe einen neuen, einen abſcheulichen Krieg ankündigen. Dieſer wird ſich nicht eher endigen, bis Feuer, Rad, Galgen, Schwerdt, und alle erſinnliche Marter, die zu Raub und Mord genöthigten Feinde, ausgerottet haben werden. Wer iſt hier ungerechter? der Mörder, der, da ihn der Staat ehmals ohne Religion und ohne Sitten aufwachſen laſſen, und nun verläſt, lieber mordet als Hungers ſtirbt, oder derjenige, der ihn in dieſe traurige Nothwendigkeit verſezet? Wie verdienet würden ſich diejenigen Staatsminiſter um die Menſchlichkeit und das Wol der ihrer Sorge anvertrauten Reiche machen, welche anſtatt die Beurlaubten ohne einiges Mittel ihr Brod zu gewinnen, grauſamer Weiſe fortzuſchiken, und ihrem ſchlimmen Schikſal zu überlaſſen,

dieſel-

dieſelben in die öden Provinzen, wo das ſchönſte und reichſte Land nach Händen ſeufzet, die es anbauen, vertheileten, ihnen allda Aufenthalt und Nahrung anwieſen, und ſie aus Werkzeugen ihres Ehrgeizes und ihrer ſchlimmen Abſichten zu Werkzeugen der gemeinen Glükſeligkeit, und aus Unmenſchen zu Menſchen macheten. Die Menſchheit, die Religion befehlen ihnen dieſes; und wenn es auch mit ihrem eignen und ihrer Könige Nachtheil geſchehen müſſte, ſo iſt es ihre Schuldigkeit, den heiligen Stimmen derſelben zu gehorchen.

Eine andere Betrachtung, die ich aus dieſem Saze ziehe, iſt dieſe. Es iſt richtig, daß die meiſten Menſchen durch ihre unordentliche Aufführung ihr Unglük ſelbſt machen, und ſich in Elend und Armuth ſtürzen. Unſere Liebloſigkeit iſt froh einen Grund zu finden, mit dem ſie ſich entſchuldigen kann: Sie haben es verdienet, ſie ſind ſelbſt daran Schuld. Aber wenn wir vernünftig ſeyn wollen, ſo werden wir ſehen, daß

das allgemeine ſchlimme Exempel, eine ſchlimme Auferziehung, falſche Vorurtheile und hundert andere Urſachen, daran dieſe Elenden nicht Schuld ſind, ſie in ihr Unglük geſtürzet; und würden wir nicht vielleicht ſelbſt in ihre unglükſeligen Umſtände gefallen ſeyn, wenn nicht eher das Glük als unſere Weisheit und unſere Tugend uns davor bewahret hätten?

Wer iſt alſo auch an dieſem Elende, das daneben eine der Haupturſachen des unordentlichen Unterſchiedes der Stände iſt, Schuld als der Staat ſelbſt, der nicht mit genugſamer Sorgfalt auf das allgemeine Beſte wachet, und der dem einreiſſenden Uebel allzu ſchwach widerſtehet? Die Unordnungen, die der Staat nicht ſo ſorgfältig verhütet als es ſeine Pflicht iſt, ſind eben ſo ſehr auf die Rechnung des Staates ſelbſt als auf der Bürger ihre zu ſchreiben.

Der Vormünder iſt eben ſo ſtrafbar als ſein Mündel, wenn dieſer fehlet, weil jener nicht ſorg-

fältig genug auf ſeine Aufführung wachet. Die meiſten Bürger ſind Unmündige, die in der Vormundſchaft des Staates ſind.

Man ſage nicht, daß es unmöglich ſey eine ſo genaue Aufſicht auf die Bürger zu haben, oder eine ſo vollkommne Policey einzuführen. In Republiken würde es ohne Zweifel groſſe Schwierigkeiten finden, weil der Vortheil der Regenten darinnen beſtehet, den Bürgern in gewiſſen Stüken Ausgelaſſenheit zu erlauben, damit ſie in weſentlichen ihre Freyheit nicht gebrauchen, und weil ein verderbter Bürger allezeit eigennüzigen Regenten beſſer anſteht als ein tugendhafter. In einem Staate aber, wo der Fürſt eine unumſchränkte Gewalt beſizet, wäre es viel leichter zu recht zu kommen.

Ich will noch eine Anmerkung über einen Punct machen, der bey uns ſehr weſentlich iſt. Alle unſere Republiken beherrſchen ein gewiſſes Stük Landes, die einen ein gröſſers, die andern ein

kleiners. Dieſes iſt eines von den Vorrechten, die uns am meiſten ſchmeicheln, und billig, wenn wir uns durch Weisheit und Gerechtigkeit würdig machen andere zu beherrſchen Allein ich habe bemerket, daß die meiſten unter uns einen Begriff von dieſem Vorrechte haben, der völlig falſch, und eines Volkes, deſſen ſchönſte Eigenſchaften die Liebe der Freyheit und der Gerechtigkeit ſeyn ſollen, unwürdig iſt.

Wir ſehen unſere Unterthanen als eine andere Art von Menſchen an als uns ſelbſt. Sie die uns ernähren, ſie die uns ſo oft unſere Freyheit und unſere Sicherheit mit einem eben ſo groſſen Muthe vertheidigen helfen, als wir es ſelbſt gethan, ſehen wir als eine Art von Verworfnen an, die mit uns nicht an den gleichen Rechten Theil haben, und die beynahe zu nichts gemachet ſind als uns zu bereichern, und uns die Nahrung unſerer Ueppigkeit und unſerer Verderbniß zu zollen. Haben wir hierinne Recht?

Es

Es iſt wahr, viele von ihnen ſind aus dem Range der Leibeigenen. Allein iſt dieſe Leibeigenſchaft nicht der Natur zuwider? Viele ſind Eroberungen, die wir über unſere Feinde gemacht. Aber bleiben ſie darum beſtändig unſere Feinde? Wäre es nicht großmüthiger, wenn wir ſie, die wir erkaufet und erfochten haben, als Theilhaber unſers Glükes, unſerer Freyheit, und unſers Wolſtandes anſähen?

Die meiſten unter uns danken dem Himmel, dem Joche harter und tyranniſcher Herren entgangen zu ſeyn, die ſie inſonderheit dadurch empöreten, weil ſie dieſelben als von einer niederern Natur als die ihrige wäre anſahen. Was ſollen wir einen eben ſo groſſen Unterſchied zwiſchen uns, und denen, welche uns der Himmel zu beherrſchen anvertrauet hat, machen? „ Sie ſind „ unſere Unterthanen, wir ihre Beherrſcher: Ihnen gehöret es zu gehorchen, uns zu befehlen.„ Ich gebe es zu.

Allein wir werden niemals keine guten Hirten ſeyn, wenn wir die Schafe nicht eben ſo gerne weiden als ſchären; und wir werden die Ehre rechtſchaffene Beherrſcher zu ſeyn nicht anderſt erwerben als durch ihre Glükſeligkeit und durch unſere Tugend.

Die

* * * * * * * * * * * * * * * *

Die Freyheit.

Freyheit, theurer geheiligter Gedanke! ſchäzbarſter Gegenſtand der edelſten und der gröſten Seelen, was biſt du, und wo haſt du deine glükſelige Wohnungen aufgeſchlagen? Betriege ich mich, wenn ich glaube, ich würde dich finden, wenn ich ein Volk fände, bey welchem jeder Bürger ungehindert den Geſezen der Tugend nachleben, die Früchte ſeines Fleiſſes und ſeines Wizes ungeſtöret genieſſen, und vor allen Anfällen des Neides und des Eigennuzes geſichert wohnen könnte?

In einem ſolchen Stande würde ich mich frey glauben, ich möchte unter dem unumſchränkteſten Deſpoten leben, oder in einer völligen Demokratie der lezte aller Bürger ſeyn. Allein wo iſt der glükſelige Staat, der ſich eines ſolchen Zuſtandes

rühmen könne? Und wo lebt der Mann, der nicht die Ungerechtigkeit ſeines Richters, die Habſucht und die Wolluſt ſeiner Obern ſo ſehr als ſeiner Widerſacher und ſeiner Feinde förchte?

An den Höfen der Fürſten finde ich nichts als Knechtſchaft und Sclaverey. Jeder ſtehet in Forcht und Mißtrauen vor dem andern, und alle beben vor dem Fürſten, oder vor dem Miniſter vor welchem vielleicht der Fürſt ſelbſt zittert. In den Ländern derſelben ſehe ich eine Menge von kleinen Tyrannen ausgeſtreuet, die unter tauſenderley Namen den unglüklichen Bürger auf eben ſo viele Arten drängen; und die unter dem ſchönen Vorwande des allgemeinen Beſten Elend und Armuth allgemein machen.

Es ſind Staaten, die ſich durch den Titel freyer Staaten vor den andern unterſcheiden. Aber worinnen beſtehet dieſe ſo gerühmte Freyheit? Bey den meiſten in dem Rechte ſeine Meinungen und ſeinen Willen Mächtigern und Reichern zu

ver-

verkaufen; oder ein Knecht zu ſeyn, dem man ſchmeichelt. Iſt es dieſes nicht, oder iſt es ein Staat oder Umſtände, wo es der Mühe nicht werth iſt die Leute zu erkaufen, ſo ſezen ſie die Freyheit in das Recht einander zu plagen, und erkennen keine andere Geſeze als diejenigen, die ihnen ihre rohen und bösartigen Neigungen eingeben. Kann ein Land von dem Himmel härter geſtraft werden als mit einer ſolchen Freyheit?

Pranget, ihr armſeligen Republikaner, pranget mit dem leeren Tone des ſchönen Wortes Freyheit. Es iſt keine mehr ſo bald man ihrer nicht mehr würdig iſt. So bald die Tugend einen Staat verläſt, ſo entfliehet auch die Gefährtin derſelben. So bald man das Geld höher achtet als die Tugend, ſo bald man mehrers für nothwendig hält als die Natur von dem Menſchen fodert, ſo bald wird er aus einem Herrn zu einem Sclaven erniedriget.

Dieſe Sclaverey iſt deſto gefährlicher, weil ſie ſich unter dem Scheine des Wolſtandes einſchleichet, die Herzen völlig einnimmt, und der Freyheit den Weg in dieſelben zurükzukehren beynahe auf ewig verſchleußt, ja die völlige Unterwürfigkeit eines Staates zur Nothwendigkeit machet. Der hat kein Recht mehr auf die Freyheit, welcher dieſelbe nicht anders als mißbrauchen kann.

Wir ſchmeicheln uns alſo mit einem falſchen Wahne, wenn wir uns einbilden frey zu ſeyn. Wir ſind Sclaven, und wir werden von einem deſto härtern Joche gedrüket, je weniger wir empfinden, daß es ein Joch iſt.

Aber ſollen nur unſere großmüthigen Voreltern den Muth, die Klugheit, und das Glük gehabt haben, die Tyranney und die Tyrannen zu verbannen, und die Fahne der Freyheit mitten in dem Size der Knechtſchaft aufzuſteken? Dürfen wir uns nicht mitten in dem Lande der Freyheit zu einem eben ſo glüklichen Erfolge Hofnung

nung machen? Und wie ſollen wir es angreifen? Sollen wir wie ſie uns zuſammenverſchwören? Sollen wir diejenigen, die uns beherrſchen, mit offener Gewalt oder mit Liſt angreifen; ſie aus dem Land treiben, und uns ſelbſt an ihren Plaz an die Spize des Staates ſtellen?

Allein was haben wir über ſie zu klagen, als daß ſie unſerer Bösartigkeit zu viel nachgeben? Und die Fehler, in die ſie verfallen, würden wir ſie nicht in einem höhern Grade und in einer weit gröſſern Anzahl begehen, wenn wir an ihrer Stelle wären?

Wenn wir alſo die Freyheit, die wahre Freyheit wieder hergeſtellet ſehen wollen, ſo müſſen wir zuerſt uns ſelbſt von dem Joche unſerer Vorurtheile, unſerer eiteln Begierden, und der ſo mächtigen Herrſchaft der Einbildungskraft frey machen. Wir müſſen uns wieder in die Schranken begeben, welche uns die Natur, dieſe unſere gütige Mutter und Freundin, vorſchreibet. Alsdann wird mit der

Tugend

Tugend die Freyheit wieder zu uns zurükkehren. Geiz, Hoffart, Wolluſt, und Elend werden entfliehen; Großmuth aber, bürgerliche Liebe, Ordnung und Ueberfluß ihre Stelle einnehmen.

* * * * * *

Ich weiß nicht, ob der Begriff von Freyheit, den ich in dem Anfange dieſer Abhandlung feſtgeſezet, jedem Leſer ſo richtig ſcheinen wird, als ich glaube daß er es in der That iſt. Man redet ſo viel von dieſer wichtigen Sache, und iſt ſo wenig bemühet ſich einen deutlichen Begriff davon zu machen. Die Bosheit der Menſchen daneben, und die vielen Veränderungen, die ſie in der menſchlichen Geſellſchaft verurſachet, haben ſo gar in unſere einfältigſten Begriffe und Empfindungen eine groſſe Verwirrung gebracht. Dieſes hat den Begriff der Freyheit auſſerordentlich verdunkelt.

Ich glaube, es wird keine unnüzliche Arbeit ſeyn, die Urſachen hievon zu unterſuchen, und die

wahre

wahre Natur einer Sache aufzuheitern, die billig uns allen ſehr angelegen iſt.

Die erſten Menſchen lebten anfangs in ſehr kleinen und einfachen Geſellſchaften. Nach und nach, da die Ungerechten ſich vermehreten, mußten die andern auch ihre Geſellſchaften verſtärken, und viele ſich unter ein Haupt begeben, welches einige nur auf eine kurze Zeit, andere aber für beſtändig gethan zu haben ſcheinen.

So lange dieſe Häupter oder Könige die ihnen anvertraute Gewalt nicht mißbraucheten, ſo lange ſie, wie ſie ſollten, Väter und Beſchüzer des Volkes waren, ſo lange gehorchete ihnen auch das Volk mit Vergnügen, und dachte an keine andere Regierungsform als an die monarchiſche, welche die vollkommenſte und einfacheſte iſt.

Allein als die Regenten ſchlimm zu werden und das Volk zu drüken anfiengen; als ſie ihr Anſehen zu der Unterdrükung der Bürger mißbrauche.

braucheten, ſo wurden dieſe unwillig, und beraubeten dieſelben der Macht, die ſie ihnen nur zu ihrem Beſtem vertrauet hatten. Endlich, da ein ſchlimmer Regent den Plaz des andern nahm, ſo fielen ſie auf die Regierungsformen, in welchen ſie die Könige entbären konnten.

Die Aelteſten, die ehmals Räthe der Könige waren, übernahmen die Regierung allein, und glaubten ſich frey, weil ſie ohne einen Einzelherrn waren. Die Dapferkeit und der politiſche Fanaticiſmus, womit dieſe Veränderungen insgemein vorgenom̄en wurden, legten dieſer Freyheit einen ſonderbaren Werth in den Augen des Volkes bey, das daneben dadurch oft lange Zeit die Früchte der wahren bürgerlichen Freyheit, Gerechtigkeit, Frieden und Ueberfluß genoß.

Wenn dieſe Aelteſten, Optimaten, oder Patricier ihre Rechte zu mißbrauchen anfiengen, ſo ſpielte das Volk mit denſelben eben die Tragödie, die ſie mit den Königen geſpielet hatten, und ſezte

ſich

ſich in den Stand, da es ſich ſelbſt, oder durch Repräſentanten aus ſeinem Mittel, regierte. Dieſes war noch ein höherer Grad der bürgerlichen Freyheit, und dieſer ward bey den meiſten Völkern zu einer ſolchen Ungebundenheit, daß er ärger war als die härteſte Tyranney.

In Athen, in dem ſo belobten Athen, verkaufte ein ausgelaſſenes, eigennüziges, und verwöhntes Volk den Unterthanen das Recht, und ſeine ganze Politik beruhete darauf die Vornehmen und Rechtſchaffnen zu unterdrüken. Der weiſeſte von allen Menſchen ward von ihnen getödet, und der gerechteſte verbannet.

In Rom hat ein unbändiges Volk, nachdem es ſich von dem harten und wucheriſchen Adel befreyet, erſtlich alle die abſcheulichſten Unordnungen verübet, und verüben helfen, und zulezt ſich ſelbſt und ſeine Freyheit mit der ſchändlichſten Feigheit verkaufet.

Von dieſen Völkern, und andern die nicht beſſer waren, haben wir unſere unbeſtimmten und falſchen Begriffe von Freyheit geerbet, wie ſollten ſie alſo beſſer ſeyn?

Und wenn ich einen jeden meiner lieben Miteidsgenoſſen befragen ſollte, was ſie für Freyheit hielten, ſo würde ich gewiß von den meiſten die Antwort erhalten, „ ſie halten ſich für deſto freyer, „ je mehr ſie thun können, was ihnen gefalle, es „ möge nun recht ſeyn oder nicht. „ Die in Aemtern ſind, würden ſagen, ſie wären deſto freyer, „ je weniger die Bürger ſie hindern können, ſich „ ihre Aemter zu Nuze zu machen, das iſt, „ aus dem theuren Schweiſſe der Bürger „ und der Unterthanen ihre eiteln Lüſte zu erfüllen. „ Und die Bürger würden behaupten, „ je ungeſtrafter ſie ihre Bosheiten ausüben kön„ nen, je minder der Magiſtrat ihnen darinnen „ Einhalt thun könne, je weniger ſie demſelben „ Ehrerbietung erweiſen dürften, deſto gröſſer ſey „ ihre Freyheit. „

Allein obgleich ich den Werth des Rechtes ſich ſelbſt zu beherrſchen ſo ſehr empfinde als irgend einer meiner Mitbürger, obgleich ich gar nicht tadle daß man dieſes Recht Freyheit nenne, ſo glaube ich dennoch daß man ſich betrieget, wenn man die wahre Freyheit allein darinnen ſuchet; und ich glaube ich habe oben die Quelle dieſes Irrthums zulänglich entdeket.

Ich ſage noch mehr: Ich halte davor daß man unter einem König frey und in einer Republik ein Sklave ſeyn kann; daß man nothwendig einer ſeyn muß, wenn man ſich nicht von dem Joche des Eigennuzes, des Ehrgeizes, der Wolluſt, und ſeiner andern Leidenſchaften, mit eben dem Muthe befreyet, den man wider den härteſten Tyrannen gebrauchen würde; und daß die politiſche Freyheit ohne die ſittliche nicht möglich iſt.

Der Ehrgeiz.

Die Ehrbegierde iſt eine Neigung der edelſten und der vortrefflichſten Seelen. Sie hat auch in ſich etwas groſſes und erhabenes, dadurch ſie derſelben würdig iſt.

In ihrem erſten und reineſten Urſprunge beſtehet ſie aus denjenigen Trieben, die die Menſchheit am meiſten adeln, der Liebe und dem Triebe zur Vollkommenheit. Kein Vergnügen iſt ſo fein, ſo rein, und der Vortrefflichkeit der menſchlichen Natur ſo würdig, als dasjenige das aus dem Gefühle fremder Glükſeligkeit, davon man das Werkzeug iſt, entſpringet, und das man genießt indem man an andrer Wolfart arbeitet.

Die Empfindung der Kräfte und des Vermögens diesen ſo erhabenen Trieb mit mehr Nachdruke und in einem weitern Umfange auszuüben, hat für eine wolgeartete Seele einen nicht geringern

gern Reiz, und was für eine angenemere Beſchäftigung ſollte für ſie gefunden werden, als die Verbeſſerung ihres Verſtandes und ihres Herzens, damit ſie mit mehr Lichte und mehr Stärke ihre erhabnen Pflichten ausüben könne? Was ſollte ihr eine lebhaftere und gröſſere Freude verurſachen als die Rükkehr von Liebe und Dankbarkeit bey denen, die ſie beglükſeliget, und als das Zeugniß, das der Wolſtand und die Zufriedenheit derſelben durch eine allgemeine Hochachtung von ihren Tugenden ablegen?

Hierinnen eigentlich beſtehet die Ehre, die wahre Ehre, welche die natürliche Folge, und nach der Tugend ſelbſt, die ſüſſeſte Belohnung derſelben iſt.

Dieſe Ehrbegierde, und die Dankbarkeit von Seite des Volkes waren die erſten Bande der bürgerlichen Geſellſchaften und inſonderheit der freyen Staaten. Einem Fürſten, einem Senate, der ſeine Gröſſe und ſein Wol in nichts anders ſezte als in der Glükſeligkeit und in der Liebe ſeiner

Bürger, durfte ein Volk ſich ſelbſt und ſeine wertheſten Vorteile unbedingt anvertrauen; und ein Regent, wie hätte er ſollen verführet werden dieſelben zu mißbrauchen, da ſie für ihn ſelbſt keine Vorteile mehr waren, wenn ſie aufhöreten es für andere zu ſeyn? Glükſelige Staaten, in ſo glükſeligen Umſtänden!

Wie kurz aber ſind nicht dieſe ſchönen Zeiten geweſen! Kaum haben die Jahrbücher der Völker uns noch ein dunkles Angedenken davon hinterlaſſen, und beynahe in der Kindheit der Menſchheit verſchwand ein ſchöner Zuſtand, der, wenn er gedauert hätte, die Geſchichtbücher zu Archiven der Tugend gemacht haben würde, da ſie es nun von den Laſtern ſind.

Nach und nach wurden dieſe edlen Triebe, die mit der Ehrbegierde ſo enge vereinigt waren, davon abgeſondert. Die erſten Stellen und das Anſehn, ſo das Volk ſeinen Gutthätern einräumete, zogen nach und nach andre Vortheile nach ſich, welche die Gemüther mehr einnahmen als die durch

welche ihre Vorgänger dieſelben verdienet hatten. Sie machten ſie für dieſelben unempfindlich, und erſtikten ſolche nach und nach in den Herzen der Bürger und der Regenten, bey dem einen mehr, bey dem andern weniger. Das Verderbniß, das nichts unangetaſtet läſt, zernichtete endlich bis auf dasjenige was in dem ſchönſten aller Triebe edel und gut iſt.

Alsdann fieng man an die Ehrenſtellen mit ganz andern Augen anzuſehen, und durch ganz andre Mittel ſich darum zu beſtreben. Sie wurden die Mittel und die Werkzeuge ſeine unordentlichen Begierden zu erfüllen, den Mangel und Abgang der Reichthümer zu erſezen, und unzähliche Ungerechtigkeiten auszuüben, und zu rechtfertigen.

Da ſie nicht mehr als etwann zufälliger Weiſe die Belohnung der Tugend waren, wurden ſie der Raub des Laſters und der Unverſchämtheit; und oft ward die ſcheue und beſcheidene Tugend abgeſchreket ſich darum zu beſtreben. Dieſe Beſtrebung war mit zu vielen Niederträchtigkeiten

verknüpfet; als daß ſie ſich dazu hätte verſtehen können. Der Tugendhafte iſt ſelten ſo würkſam und niemals ſo biegſam als der Schlimme. Wie ſollte er einem verderbten Volke ſchmeicheln können, da alle Schmeicheley ihm ärger als Gift zuwider iſt. Da er kein Verderbniß ertragen kann, wie ſollte er ſeine Mitbürger beſtechen und verderben können, die er lieber tugendhaft und unverderblich machen wollte.

In den Königreichen und an den Höfen hat es eben dieſelbe Bewandtniß. Inſonderheit wenn einmal die Verfaſſung ſich dem Deſpotismus ſo weit nähert, daß es heißt, die tugendhaften Leute ſeyn für die Verfaſſung des Reichs und für die Sicherheit des Königs gefährlich. Abſcheulicher Irrtum, in dem Gehirne eines ſchlimmen aber ſchlauen Staatsminiſters entſproſſen! Der wahre Tugendhafte, ſelbſt in dem republikaniſchen Verſtande, iſt niemals für das Königreich, niemals für den König, wol aber für die eigennüzigen Miniſter, und den Anhang derſelben furchtbar. Das

erſte Geſeze, das ihm die Tugend vorſchreibet, iſt, daß derjenige ein ſchlimmer und haſſenswürdiger Bürger iſt, der mit offener Gewalt oder mit Liſt etwas wider den Regenten oder den Staat unternimmt.

Die Ehrgeizigen ſind für die Völker und für die Könige, denn das Heil des Königes iſt mit des Volkes ſeinem auf das allerengeſte verknüpfet, weit gefährlicher. Sie ſind beynahe die einzigen Feinde die der Staat zu fürchten hat. Das Anſehn und die Gewalt, die ein ihnen ſo wol von dem Volke als von dem Fürſten anvertrautes Gut ſind, mißbrauchen ſie wider dieſelben, und machen was ſie zu der Beglükſeligung und Sicherheit derſelben in Händen haben zu Werkzeugen des allgemeinen Elendes.

In dem Innern der Reiche entziehen ſie dem Volke den Genuß ihrer ſauern Mühen auf eine ungerechte Weiſe, und von auſſen ziehen ſie Krieg und Verheerung herbey. Sie verwachen die Thronen der Könige, daß nicht das allgemeine Elend

davor kund werde, und bereden die Fürſten, alles was ſie aus einem abſcheulichen Eigennuzen und einer verdammlichen Ruhmſucht thun, habe nichts als das Wol der Völker, und, welches ſie noch als viel wichtiger und heiliger vorſtellen, die Sicherheit und die Ehre der Thronen zur Abſicht.

Es würde eine allzuweitläufige Abhandlung erfodern, wenn wir alle ſchlimmen Folgen des Ehrgeizes ausführlich erzählen wollten. Dieſes Laſter iſt mit allen Uebeln ſo wol der Republiken als der Monarchien auf das engeſte verknüpfet; es iſt kein einziges, davon es nicht das Werkzeug werde, und davon es nicht den gleichen Dienſt erhalte. Ohne ihn würden bald alle andern aufhören. Das Laſter würde keinen Schuz mehr finden, und die Tugend und die Unſchuld würden bald die Stelle die ihnen gehört wieder einnehmen.

Die Folgen des Ehrgeizes ſind dennoch für die Republiken weit gefährlicher als für die andern Staaten; inſonderheit für diejenigen, wo noch ziemliche Ueberbleibſel von Tugend und von Frey-

heit

keit ſind. Die Unruhen und Erſchütterungen, die dieſe zu fürchten haben, ſind ausnehmend beträchtlich; und überhaupt iſt eine verderbte Republik ihrem Untergange immer näher als irgend ein andrer Staat.

Wie glükſelig wären wir, wenn wir dieſes in Erwegung zögen, uns von der Pflicht guter Bürger, in Betrachtung der Beſtrebung nach Ehrenſtellen, deutliche und richtige Begriffe macheten, und uns vornähmen uns nach denſelben zu richten. Allein wie ſchwer wird es hergehn? und wer will es wagen die Menſchen zu bereden, daß die Ehrenſtellen nicht gemacht ſind, den Bürgern Unterhalt und Nahrung ihrer Pracht und Ueppigkeit zu verſchaffen, oder gar die Zuflucht wider die Folgen einer verſchwenderiſchen Lebensart zu ſeyn: Daß die Aemter nicht ſollten von einem jeden, der auch nicht einmal fähig iſt die Pflichten, die damit verknüpfet ſind, einzuſehen, erbettelt, ſondern, wie die Biſtümer in der erſten Kirche, den Würdigſten als Laſten

aufgedrungen werden; daß, um ſie zu verdienen, es nicht Titels genug iſt mächtige und angeſehne Verwandten zu haben; daß die einzige gerechte Art ſich um dieſelben zu beſtreben iſt, ſich derſelben würdig zu machen und zu zeigen, daß derjenige ſich dieſelben am beſten zu Nuze machet, und den gröſten Vorteil daraus ziehet, der ſie anwendet am meiſten Gutes zu thun, und am meiſten Glükſelige zu machen; daß dieſes ihren einzigen Werth ausmachet, daß wer einen andern Gebrauch davon zu machen fähig iſt, den Namen eines Bürgers nicht verdienet, und daß die feinſte Politik in einem ſolchen Gebrauche des Anſehens beſtehet.

Derjenige wäre ein glükſeliger Sterblicher, der es ſo weit brächte die Denkungsart ſeiner Mitbürger auf dieſen Grad zu verbeſſern und zu erheben. Er wäre ohne Zweifel der gröſte Gutthäter ſeines Vaterlandes. Ehrenſäulen und ein ewiger Nachruhm wären für eine ſolche Gutthat

eine

eine nicht genugſame Belohnung. Allein wer die Menſchen nur ein wenig kennet, weiß wie aus-ſchweifend es wäre etwas dergleichen zu hoffen, das man nur ſelten bey einigen wenigen geſehen hat.

Indeſſen iſt Rom durch ſolche Helden groß geworden; und ein einziger Mann von dieſer Art kann das Schikſal eines ganzen Volkes machen. So waren ein Fabricius, ein Curius, ein Regulus. So war ein Cincinnatus, den man von dem Pfluge zu der Dictatur berief, und der darum traurig ward, weil er fürchtete, wenn er den Sommer durch ſein Feld nicht bauen könnte, ſo müſte er mit den Seinigen in dem Winter darben; ſo wenig zog in dem noch nicht in einem hohen Grade verderbten Rom, derjenige der das Vaterland rettete, aus einer Stelle die ihm eine unumſchränkte Gewalt über den ganzen Staat gab.

Auch wir nehmen unſere Dictatoren von ihrem Pfluge. Allein ſie weinen nicht darüber. Sie haben allzuwol rechnen gelernet. Sie machen

ihren Pflug nur deſto beſſer gehen, und fürchten nicht daß ſie und die Ihrigen darben ſollten. Das Vaterland iſt bey uns ſo undankbar nicht.

Wenn die Begriffe derer, die ſich um Aemter beſtreben, Verbeſſerung bedürfen, ſo haben es auch derjenigen nöthig, denen der Staat das Recht ſie zu vergeben anbefohlen hat. Allein wie wäre es möglich ſie begreifen zu machen, daß dieſes Recht ein ihnen anvertrautes Gut iſt, damit ſie nicht nach Belieben ſchalten und walten können, ſondern das ſie zum Beſten des Staates anwenden ſollen; daß wer ein Amt vergeben will wiſſen ſoll was für ein Grad von Geſchiklichkeit und guten Eigenſchaften dazu erfodert wird; daß die Ehrlichkeit der Grundſtein aller Würdigkeit zu Bedienungen iſt; daß die Erwehlung eine Handlung der Gerechtigkeit gegen den Staat iſt, und eben ſo wenig ein Freundesſtük dabey Statt hat, als in einem Richterſpruche; daß

das

das Recht ſeine Stimme zu geben etwas zu heiliges, und mit zu erhabenen Ceremonien begleitet iſt, als daß man ein Gewerbe daraus machen und Rechnung und Gegenrechnung darüber führen ſollte?

Die Patricier oder die Ariſtokratie.

Die Gedanken die man in gegenwärtigem Verſuche finden wird, werden ohne Zweifel einen Theil meiner Leſer auf das äuſſerſte befremden, und den andern wider mich empören. Ein Eidsgenoſſe und dazu ein Bürger eines demokratiſchen Staates, der ſich zu dem Vertheidiger des Adels machet, iſt dieſer nicht des Verbrechens der verlezten Majeſtät ſchuldig? Und ein Mann der von nichts als Freyheit, Mäßigung, Beſcheidenheit, und Gleichheit der Stände redet, widerſpricht dieſer nicht ſich ſelbſt, wenn er Patriciate und Adel als erträgliche Sachen anſieht? Indeſſen halte ich eine Art derſelben nicht nur für erträglich ſondern für den Staat höchſt vortheilhaft.

Allein ich rede hier von einer ganz andern Art des Adels als derjenigen, die wir izund allerorten eingeführet ſehen, und der ſich am meiſten darauf

zu Gute thut, daß ſeine Voreltern in den mittleren Zeiten das Recht gehabt einander zu befehden, aus dem Raube der armen Bürger und Handelsleute zu leben, und ihre elenden Leibeigenen auf das grauſamſte zu halten. Dieſer Adel ward mit Rechte der Gegenſtand des Haſſes und der Wut unſrer zu der Freyheit gebohrnen Voreltern, und wenn ſie auch alle Knechte deſſelben geweſen wären, welches aber nicht wahr iſt, ſo fände ich ſie lobenswürdig, ein Joch abgeſchüttelt zu haben, das ein ewiger Schandflek der menſchlichen Natur iſt.

Vielweniger finde ich die abſcheulichen Patricier der Römer in einem freyen Staate erträglich. Der Wucher iſt der Natur und inſonderheit der Verfaſſung einer Republik ſo zuwider, daß ich darinnen nichts häßlichers gedenken kann als eine Claſſe von Bürgern, die ſich das Vorrecht anmaſſet dieſe veräch'liche Profeßion zu treiben, dadurch die freygebohrnen Bürger nach und nach in ihre Sklaverey zu bringen, und dabey allein Herr von

dem

dem ganzen Staate zu ſeyn; da der Würde eines Regenten nichts ſo ſehr zuwider läuſt als ein niederträchtiges Gewerbe, und keines ſo niedrig iſt als der Wucher. Solche Blutſauger verdienen nicht einmal den Namen, vielweniger den Rang der erſten, der angeſehenſten Bürger, und das Recht allein auf die hohen Ehrenſtellen des Staates Anſpruch zu machen.

Der Zufall und die Klugheit haben in unſern heutigen Republiken einer andern Art von Patriciern den Urſprung gegeben. Es hat ſich eine Anzahl der Bürger mehr durch das Herkommen als durch das Recht von den übrigen abgeſondert, das Recht zu den Ehrenſtellen, durch ihre und ihrer Voreltern Verdienſte, ſich und den Ihrigen gleichſam zugeeignet, und von dem Staate durch die demſelben geleiſteten und beſtändige Dienſte vor allen andern Bürgern einen anerkannten Vorzug erhalten. Dieſes iſt in meinen Augen eine der erträglichſten Regierungsformen, die wir in unſern heutigen

freyen

freyen Staaten finden, und ich geſtehe es, daß ſie mir beſſer einleuchtet als irgend eine andere.

Ich glaube auch, daß ſie durch gute Geſeze, weiſe Einrichtungen, und eine kluge Aufführung der Patricier, auf einen ſolchen Grad der Vollkommenheit kann gebracht werden, welcher keine andere unſerer heutigen Staatsverfaſſungen fähig iſt; inſonderheit wenn man dieſe Patricier durch Geſeze und durch die Mäßigung ihrer Begierden in Schranken ſezete, wobey das Wol und die Glükſeligkeit ihrer Mitbürger neben der Regenten ihrem beſtehen könnte, und kein Theil dem andern zur Laſt würde. Eine Sache die ſo unmöglich nicht iſt. Doch iſt ſie auch nicht geringen Schwierigkeiten unterworfen.

Wir ſehen daß die Menſchen allzu bereit ſind die Schranken zu brechen, welche ihnen die Geſeze und die Billigkeit vorſchreiben, und die Vorrechte, die der Bürger ihnen zu ſeinem Vortheile anvertrauet, wider das Heil deſſelben zu gebrauchen.

Das Heil des Volkes iſt nicht mehr das erſte Geſeze, ſondern das Heil der Patricier, oder vielmehr die Patricier allein machen das Volk aus, wie die Geiſtlichkeit allein die Kirche. Das theureſte Blut der Bürger und Unterthanen wird der Raubbegierde des Adels leicht ohne Rettung ausgeſezet, und der Staat wird dem Staate ſelbſt entzogen, und zu dem Erbgute einiger Familien gemacht, von denen man fürchten muß, daß ſie nicht immer eine gute Haushaltung führen werden. Was wird alsdann aus Freyheit, Vaterland, Tugend, und allen andern ſchönen republikaniſchen Begriffen? Leere Worte.

Es entſtehet alſo die wichtige Frage, wie in einer ariſtokratiſchen Republik die beſten Regenten zu erziehen ſeyn möchten.

Die Freyheit und die Unabhänglichkeit iſt bey mir die erſte Eigenſchaft eines guten Bürgers. Derjenige, der nicht ſein eigener Herr iſt, der genöthigt iſt nach eines andern Vorſchrift zu handeln,

und zu denken, wie ſoll der des Vaterlandes Heil als ſeine erſte Sorge anſehen können? Dieſe Freyheit zu behaupten iſt es beynahe unumgänglich nothwendig, daß ein ſolcher Bürger ſich aus ſeinen eignen Mitteln, und nicht aus dem Gewinnſte, den er von andern ziehet, ernähren müſſe; denn der, der von dem andern lebet, iſt insgemein des andern Sclave. Niedrige Beſchäftigungen ſind auch demjenigen unanſtändig, der an der Herrſchaft eines Staates Theil haben ſoll, und aus erhabnern Gewinnſt ziehen, iſt in meinen Augen eine Sache, welche die edelſten Gemüther erniedriget, und die erhabenſten Beſchäftigungen in den Rang verächtlicher Profeßionen hinunter ſezet. Wollen wir ſezen, wer dem Staate dienet müſſe auch von dem Staate leben, ſo haben wir die ſchlimmen Folgen, welche dieſer an ſich billige Saz haben kann, oben ſchon genug gezeiget.

Wenn ich alſo eine Republik zu ſtiften hätte, ſo würde ich den Irrthum, daß die Aemter die

Magiſtratsperſonen und andere Bedienten des Staates ernähren ſollten, als die verderblichſte Lehre daraus verbannen. Ich würde alle dieſe Hummeln durch ein nie aufzuhebendes Edict davon ausſchlieſſen, welche gedenken die Aemter ſeyn deswegen gemacht, daß ſie deſto bequemlicher ihren Ergezlichkeiten nachhängen, und ihre phantaſtiſchen Begierden erfüllen können.

Ich würde die tauglichſten und weiſeſten meiner neuen Coloniſten von den übrigen abſondern, ihnen ein gewiſſes Erbgut an Feldern beſtimmen, und ihnen nicht erlauben irgend ein anders Gewerbe zu treiben.

Ich würde ſie und ihre Kinder auf alle Weiſe zu erleuchten und zu verbeſſern trachten, um ſie in den Stand zu ſtellen an dem Wol ihrer Mitbürger zu arbeiten, und alsdann nur aus ihnen diejenigen von dem Volke wählen laſſen, denen man die Aemter und die Ehrenſtellen anvertrauen würde.

Dieſe

Dieſe Aemter ſollten ihnen nicht das geringſte eintragen, und das höchſte Staatsverbrechen ſollte ſeyn, aus der Verwaltung eines ſolchen einen andern Vortheil gezogen zu haben, als die Liebe und die Verehrung ſeiner Mitbürger, und das Vergnügen, das mit der Ausübung ſeiner Pflichten natürlicher Weiſe verknüpfet iſt.

Ich würde dieſe meine Patricier mit einer wunderbaren Sorgfalt vor der Weichlichkeit, der Unenthaltſamkeit, der Pracht, der Ueppigkeit, und allen andern verderblichen Neigungen zu bewahren trachten. Ich würde gerne eine groſſe Anzahl Bürger mit dieſem Vorrechte beehret ſehen; und ich wollte unter ſie den zehnten Theil des Gebietes meiner Republik austheilen. Es ſollte ihnen verboten ſeyn, ſich mehr Güter zu erwerben, als ſo viel der Geſezgeber nach eines jeden Stande gut befunden, einem einzigen Bürger mitzutheilen.

Die ledigfallenden Erbtheile ſollten von dem Staate jüngern Söhnen von zahlreichen Familien eingeräumet werden, und wenn die Anzahl der Patricier ſtärker anwüchſe als es dem Staate vorträglich wäre, ſo ſollten die jüngſten derſelben, entweder durch ihren freyen Entſchluß, oder durch das Loos, in die Claſſe gemeiner Bürger verſezet werden, und darinnen Gewerbe und Handthierungen treiben.

Unter den Patriciern und gemeinen Bürgern wollte ich ein Verhältniß von Liebe und Freundſchaft ſtiften, wie daſjenige geweſen, das Romulus zwiſchen den Patronen und Clienten geſtiftet; und der gemeine Mann ſollte die Hoheit und die Vorrechte der Patricier durch nichts als durch die Gutthaten und die väterliche Liebe empfinden, die er von denſelben genöſſe.

Dieſe Patricier würden alſo weder ſich ſelbſt unter einander, noch ihren übrigen Mitbürgern zur Laſt fallen. Sie würden keine von dieſen

Unge-

Ungerechtigkeiten begehen, die Mitbürger gegen Mitbürger oft aus Handwerksneide und andern unreinen Abſichten verüben, und alle andere Arten derſelben würden ihnen verhaßt ſeyn, indem niemand bloß aus Neigung zur Ungerechtigkeit ungerecht iſt. Die Republik könnte ſich unter ihnen eine Ruhe und einen Wolſtand verſprechen, deſſen ſich kein anderer Staat niemals zu rühmen gehabt, indem Eigennuz, Ehrgeiz, und unordentliche Begierden denſelben unmöglich ſtören und erſchüttern könnten. Dem Verderbniß würde der Zugang auf das nachdrüklichſte verſchloſſen ſeyn, indem diejenigen, welche das Ruder des Staates führeten, keinen Vortheil haben würden daſſelbe zu unterſtüzen.

Frieden, Einigkeit, Ueberfluß, und allgemeine Liebe würden die Bürger beglükſeligen, und aus ihnen ein Volk von Brüdern machen. Der Staat würde aus einer Geſellſchaft von Weſpen, wie die meiſten der izigen Republiken ſind, zu einer Geſell-

ſchaft von Bienen werden; und alsdann würde man Recht haben die Vortheile der Freyheit und der republikaniſchen Regierungsform mit demjenigen Enthuſiasmus anzupreiſen, mit dem wir ihr izund ſo übertriebne Lobreden halten.

Ich will mich nun nicht aufhalten zu unterſuchen, in wie weit es möglich wäre, ſolche Einrichtungen in unſere Republiken einzuführen, und dadurch unzähliche Ungerechtigkeiten und Uebel, denen ſie unterworfen ſind, daraus zu verbannen. Ich habe noch nicht ſo ſehr alle Hofnung zu der Verbeſſerung der Menſchen verlohren, daß ich ſie völlig unfähig glaubte in dergleichen Abſichten einzutreten, wenn eine bequeme Gelegenheit ihnen dazu Muth machte.

Indeſſen iſt für die guten Bürger, für das Ueberbleibſel von Tugendhaften, das unter der Laſt der allgemeinen Verderbniß ſeufzet, nichts beſſers als ſich vorzuſezen, ohne Geſeze ſich zu ſolchen Patriciern zu machen; den Staat als einen

Wayſen.

Wayſen anzuſehen, für den ſie ſorgen ſollen, ohne einzigen Vortheil daraus zu ziehen, und durch deſſen Undankbarkeit ſie ſich nicht einmal abſchreken laſſen ſollen, ihm einen Theil ihrer Ruhe und ihrer Vortheile aufzuopfern; ſich in die Freyheit und in die Unabhängigkeit, ohne die man kein guter Bürger ſeyn kann, durch Mäßigkeit, Beſcheidenheit, Sparſamkeit, und eine unſchuldige Aufführung zu ſezen; mit einem gröſſern Heldenmuthe, als der iſt, den man an den Tyranniciden ſo ſehr erhebet, dem einreiſſenden Uebel, und dem Anwachſe der Schlimmen zu widerſtehen; durch ihre Tugenden andere zu der Liebe der Tugend und des Vaterlandes zu entflammen, und, wenn ſie die Vorrechte des Adels nicht genieſſen, die Ehre die Pflichten deſſelben auszuüben für ihr ſchönſtes Vorrecht, das edler iſt als die Ehre des Conſulats ſelbſt, zu halten.

Die Bürger, oder die Demokratie.

Ich gebe gerne zu, daß die Patricier, von denen ich in meiner vorhergehenden Abhandlung geredet habe, in kleinen Republiken nicht wol möglich ſind. Ich glaube, daß dieſelben in ſolchen eher verderblich als nützlich ſeyn würden. Ich will ſie alſo gar gerne nach Venedig und in andere groſſe und volkreiche Staaten, ja wenn man will, in die Republik des Plato verweiſen laſſen.

Indeſſen weiche ich nicht von meinem Grundſaze: Daß eine Republik nicht glüklich ſeyn könne, ſie werde denn von den weiſeſten, beſten, tugendhafteſten, und beliebteſten aus dem Volke regiert, und die Gewalt und das Anſehen ſeyn zwiſchen den Regenten und

dem

dem Volke alſo getheilet, daß der Staat weder von jener Uebermuth noch von dieſer Ausgelaſſenheit einige Ungerechtigkeit oder Unordnung zu befürchten habe.

Es entſtehet hieraus eine politiſche Aufgabe, wie eine ſolche Abſicht erhalten, und ein Staat zu dieſem Endzweke am bequemſten eingerichtet werden könne. Ich will einen Verſuch thun dieſelbe auf eine ſolche Weiſe aufzulöſen, daß ein jeder Bürger in dem Staate etwas zu bedeuten, und dieſer davon nicht nur nicht die geringſte Verwirrung, ſondern nichts als eine billiger maſſen gemäßigte Freyheit zu erwarten habe.

Ich will einen Staat von ohngefähr dreytauſend Familien oder Hausvätern voraußſezen, der mir anvertrauet würde ihn auf die hierzu bequemſte Weiſe einzurichten.

Dieſe wollte ich in funfzehen Nachbarſchaften oder Quartiere eintheilen, deren jedes ungefähr aus zweyhundert Familien beſtünde. Jedes derſelben

ſelben ſollte zu einem allgemeinen höchſten Rathe, welchem die geſezgebende Macht das Recht des Krieges und des Friedens, der Bündniſſe, kurz alle Rechte der oberſten Gewalt anvertrauen würde, acht der beſten, tugendhafteſten und beliebteſten ſeiner Glieder zu ernennen haben.

Dieſe Ernennung wollte ich auf folgende Weiſe vornehmen laſſen. Wenn das ganze Quartier verſammelt wäre, ſo ſollten alle Glieder deſſelben, ſo über zwanzig Jahre alt, und guten Leumdens ſind, abgezehlet; ſo viele deren vorhanden, ſo viele Kugeln in einen Sak, darunter 9. Zehntheile ſchwarze, der übrige Zehntheile aber weiſſe, gethan, dieſe Kugeln alsdann von denſelben nach der Ordnung des Alters herausgelanget, von jedem derjenigen, die eine weiſſe Kugel herausgezogen, ein Mitglied des Quartiers zu einem Standesgliede in den Vorſchlag gegeben, und alsdann erſt über die auf dieſe Weiſe in den Vorſchlag gegebenen von dem ganzen Quartiere die Wahl vorgenommen,

nommen, und von jedem Mitgliede deſſelben demjenigen, der ihm unter den Vorgeſchlagnen durch ſeine Eigenſchaften und Verdienſte ſeiner Hochachtung und Liebe am würdigſten ſcheinet, die Stimme gegeben werden.

Derjenige alsdann, ſo die mehreſten Stimmen hätte, ſollte ohne weiters zu einem Mitgliede des hohen Rathes erwählet ſeyn.

Alles dieſes ſollte ohne einen vorher abgelegten Eid, oder andere ſolche Einſchränkungen und Bedingniſſe geſchehen, die insgemein nur zu Mißverſtändniſſen Anlaß geben, und anſtatt den Ehrgeiz zu beſtreiten deſſelben Werkzeuge werden.

Auf dieſe Weiſe beſtünde der hohe Rath dieſes Staates aus hundert und zwanzig Gliedern. Dieſen wollte ich noch zwanzig andere beyfügen, die aus der ganzen Bürgerſchaft von dem hohen Rathe erwählet würden, und dieſes folgender maſſen:

Es ſollte ein jedes Quartier auf die Art, wie daſſelbe ſeine Standesglieder erwählet, zween ſeiner Quartiersgenoſſen auserſehen, und ſolche dem hohen Rathe vorſtellen. Aus dieſen Dreyßig alſo vorgeſchlagenen ſollte alsdann der hohe Rath durch die Mehrheit der Stimmen denjenigen ernennen, den derſelbe für den beſten und würdigſten hielte.

Es läſt ſich mit gutem Grunde hoffen, daß auf dieſe Weiſe gewiß zwanzig vortreffliche und ſehr beliebte Männer in die Regierung kommen würden, indem dieſelben erſtlich ihrem Quartiere, und dann dem hohen Rathe auf eine ausnehmende und vorzügliche Art gefallen müſten.

Neben dem hohen Rathe ſoll billig ein anderer ſeyn, der wie jener der geſezgebende und in den wichtigſten Staatsangelegenheiten befehlende iſt, alſo der ausführende und die Geſeze handhabende Regent wäre; und beſtändig auf die Beobachtung und Vollziehung derſelben wachete. Die Ernennung und Erwählung der Mitglieder deſſelben könnte folgender maſſen vorgenommen werden: Es

Es ſollte jedes der funfzehen Quartiere zween Rathsherren aus ſeinem Mittel in dieſen innern Rath zu ernennen haben, und dieſe auf die gleiche Weiſe wie die Glieder des hohen Rathes ernennen; es ſollte auch ein Quartier nicht verbunden ſeyn bey der Wahl eines Gliedes des innern Rathes nur diejenigen in Betrachtung zu ziehen, die bereits von dem hohen Rathe ſind, ſondern es ſollte einem jeden frey ſtehen, auch einen andern zu nennen, und einem ſolchen ſeine Stimme zu geben.

Dieſe ſollten auch die Häupter ihrer Quartiere ſeyn, und allein das Recht haben dieſelben zu verſammeln; doch ſollten alle drey Monate auf einen beſtimmten Tag ſolche Quartiers-Verſammlungen gehalten, und dabey die Anliegenheit des Quartiers behandelt werden.

Zu dieſen Dreyßig ſollten noch ſechs andere von freyer Wahl kommen, welche auf eben dieſe Weiſe vorgeſchlagen und erwählet würden wie die zwanzig Mitglieder des hohen Rathes von der

freyen Wahl, und von denen ſich das gemeine Weſen dieſelbe Vortrefflichkeit aus dem gleichen Grunde zu verſprechen hätte.

Obgleich nun dieſer innere Rath nur der ausführende und die Geſeze handhabende Regent wäre, ſo ſollte er doch zu dem Ende mit einer Gewalt und einem Anſehen verſehen werden, ſo ihn vor allen Bürgern verehrungswürdig zu machen hinreichend wären. Es ſollte aber zwiſchen demſelben und dem hohen Rathe das Gleichgewicht auf alle erſinnliche Weiſe beybehalten, und inſonderheit geſorget werden, daß in dem hohen Rathe die Neuerungen nicht ſo leicht Eingang finden, und die Geſeze und Verfaſſung des Staates geändert und in Unordnung gebracht werden möchten.

Zu dieſem Ende ſollten erſtlich alle Glieder des innern Rathes es auch zugleich von dem hohen Rathe ſeyn.

Zweytens ſollte jedesmal, wenn etwas neues, wie es jedem Bürger frey ſtehen ſoll, in dem hohen

Rathe

Rathe vorgeſchlagen würde, ſolches vor der Entſcheidung in dem innern überlegt, wenn daſſelbe allda mit zween Drittel Stimmen verworfen würde, dieſes dem hohen Rathe angezeigt, und allda über ein alſo verworfnes Anbringen nicht einmal gerathen werden.

Dem innern Rathe aber ſollte bei ſolchen Berathſchlagungen von dem hohen Rathe ein durch das Loos zu erwehlender Ausſchuß von dreißig Gliedern zugegeben, und bey der Ueberlegung und Entſcheidung dieſer Verordneten ihre Meinungen und Stimmen ſo gut geachtet und gezählet werden, als der innern Rathsglieder.

Falls aber ein Vorſchlag bey dieſer vorläufigen Erwegung nicht zween Drittel Stimmen wider ſich hätte, ſo ſollte derſelbe wieder vor dem hohen Rathe verhandelt, allerförderſt aber ein Ausſchuß denſelben mit Zuziehung deſſen ſo ihn gethan zu unterſuchen geordnet werden. Dieſer Ausſchuß ſollte erſtlich aus demjenigen Collegio beſtehen,

welchem die Beſorgung der Art Geſchäfte, um die es zu thun iſt, ſchon bereits oblieget, und dann noch aus einer nach Wichtigkeit der Sache zu beſtimmenden Anzahl, durch das Loos zu erwählender Mitglieder des hohen und innern Rathes.

Derſelbe ſollte alsdann den Vorſchlag auf das ſorgfältigſte erwegen, alle Gründe ſo entweder darfür oder darwider ſeyn möchten weislich überlegen, und wenn derſelbe annemlich iſt, die Art, wie ſolcher auf die für den Staat vorträglichſte Weiſe ausgeführet werden könnte, berathen, und entweder ſeine einhellige Meinung oder die verſchiednen Gedanken ſeiner Mitglieder dem hohen Rathe vorlegen.

Wenn dieſes geſchiehet, ſo ſollte nicht jedem Mitgliede des hohen Rathes frey ſtehen eine beliebige Meinung, um darüber alſobald entſcheiden zu laſſen, zu eröfnen; ſondern es ſollte entweder eine in dem Bedenken des Ausſchuſſes enthaltene Meinung angenommen, oder dieſelben alle, und

die-

hiemit der ganze Vorſchlag verworfen; oder die Sache und die darüber eröfneten neuen Meinungen dem geordneten Ausſchuſſe friſcherdings zu berathen übergeben werden.

Auch ſollte, wenn ein ſolcher Vorſchlag eines Geſezes oder einer gemeinnüzigen Einrichtung von dem hohen Rathe oder deſſen Verordneten behandelt wird, jedem Bürger frey ſtehen, ſeine darüber hegenden Gedanken dem hohen Rathe, oder deſſen Verordneten ſchriftlich, oder auch der ganzen Bürgerſchaft durch den Druk auf eine beſcheidene, freymüthige, und einem Mitgliede eines freyen Staates anſtändige Weiſe mitzutheilen; wie denn die Vorſchläge ſelbſt gedrukt, und dem ganzen Volke, um ſeine Betrachtungen darüber zu machen, bekannt gemachet werden ſollten, ſo bald der innere Rath und deſſen Beygeordnete dieſelben nicht durch die zween Drittel Stimmen verworfen hätten.

Es iſt aber nicht genug, daß eine Republik

wolgeordnete Rathsverſammlungen habe, und daß zwiſchen denſelben Gewalt und Anſehen auf die der Vollkom̃enheit des Ganzen angemeſſenſte Weiſe ausgetheilet ſind; es hat ein Staat auch weiſe und tugendhafte Häupter, und nicht weniger eben ſo vortreffliche andre Staatsbediente nöthig. Es werden zum Exempel zween oberſte Vorſteher des Staates, die jährlich oder alle halben Jahre mit einander abwechſeln, nebſt geheimden Räthen, Verwalter des gemeinen Guts, und andere ſolche wichtigen Beamten erfodert.

Dieſe ſollen billig von dem hohen Rathe erwählet werden, und zwar folgender maſſen. Wie der Vorſchlag zu den Rathsſtellen von der freyen Wahl von den Quartieren geſchieht, ſollten von jedem derſelben drey ihrer Quartiersgenoſſen darunter ein Glied des hohen Rathes von der freyen Wahl, wenn in dem Quartier ein ſolches iſt, und ein ander Glied deſſelben ſich nothwendig befinden müßten, dem hohen Rathe vorgeſchlagen

werden,

werden, der alsdann durch das Mehr entſcheiden würde, welcher von den Vorgeſchlagenen die ledige Stelle bekleiden ſollte.

Wenn es um die Erwählung zu den zwo höchſten Stellen zu thun iſt; ſo ſollten durch das Looß aus jedem Quartiere zehn Glieder deſſelben dem hohen Rathe beygeordnet, und jedem davon wie einem hohen Rathsgliede das Recht zur Wahl zu reden gegeben werden. Dadurch würde die Unordnung der Comitien oder Landtage verhütet, und dem verderblichen Nachwerben ziemlich vorgebogen.

Die Ernennung zu den minder wichtigen Collegien und Commißionen ſollte ohne weiters von dem hohen Rathe geſchehen; die erſten oder Präſidentenſtellen bey jeder Commißion ausgenommen; dieſe ſollten eben wie die andern hohen und wichtigen Ehrenſtellen und Bedienungen wol durch den hohen Rath aber aus den oben beſchriebner maſ-

ſen von den Quartieren Vorgeſchlagenen beſtellet werden.

Alle diejenigen, die ohne vorher von dem hohen Rathe zu ſeyn zu wichtigen Bedienungen erwählet worden, ſollten eben durch dieſe Wahl auch Glieder dieſes Collegii werden, dem der höchſte Gewalt anvertrauet iſt; wie denn einige derſelben aus Erforderniß ihrer Bedienungen auch in den innern Rath gezogen werden müßten. Dieſe würden alſo zu der Claſſe der hohen und innern Rathsglieder von der freyen Wahl gehören, und als ſolche angeſehen werden.

Die ſchlechtern und geringern Bedienungen ſollten nur durch das blinde Loos denjenigen, die ſich, daß ſie ſolche annehmen wollen, erklären, zu Theil werden. Dieſes ſollte folgender maſſen geſchehen: Wenn eine ſolche Bedienung ledig würde, ſo ſollte ſich jedes Quartier verſammeln, und vernehmen wer von ſeinen Genoſſen dieſelbe anzunehmen geſonnen ſey. Ueber einen jeden der-

ſelben

ſelben ſollte alsdann eine Umfrage ergehen, die ſo durch das Mehr für untüchtig erkläret würden, von dem Bewerbungsrechte ausgeſchloſſen, von den übrigen durch das Loos derjenige der mit 14. andern von den übrigen Quartieren zu looſen hätte, beſtimmet, und alsdann unter dieſen funfzehn wer die ledige Stelle erhalten ſoll, ebenfalls durch das Loos entſchieden werden.

Wenn eine Stelle durch den Tod, oder durch die Beförderung deſſen ſo dieſelbe bekleidete, oder ſonſt ledig würde, ſo ſollte dieſelbe alſobald, um allem unanſtändigen Nachwerben vorzukommen, des folgenden Tags vergeben, des Morgens die Vorſchläge in den Quartieren gemachet, des Nachmittags, oder wo möglich auch noch des Morgens, die Erwählung in dem hohen Rathe vorgenommen, und der Neuerwählte alſobald in den Beſiz ſeiner Stelle eingeſezet werden.

Alle Bedienungen, Ehrenſtellen und Aemter ſollten zwar auf lebenslänglich gegeben werden.

Es ſollte aber jährlich auf einen zu beſtimmenden Tag über alle Standesglieder und hohe Bediente eine Cenſur ergehen.

Es ſollte nemlich über alle hohen Bedienten und Standesglieder von der freyen Wahl in dem hohen Rathe eine Umfrage gehalten werden. Wer von ihnen das Mehr zur Beſtätigung erhielte, der ſollte dadurch beſtätigt ſeyn; wer hingegen dieſes Mehr nicht erhalten würde, über den ſollte hernach auch in allen Quartieren eine Umfrage gehalten, und er, wenn er in zehn derſelben die Mehrheit der Stimmen wider ſich hätte, ſeiner Ehrenſtelle, doch ohne weitern Abbruch ſeines guten Leumdens und ſeiner bürgerlichen Rechte, verluſtig ſeyn.

Diejenigen Standesglieder, ſo allein von ihren Quartieren in den hohen oder in den innern Rath geordnet ſind, ſollten gehalten ſeyn, ihre Aemter auf die gleiche Weiſe aufzugeben, wenn ſie drey Viertelſe Stim̃en ihres Quartiers wider ſich hätten.

Nur

Nur die vornehmſten und durch die Staats-Verrichtungen alleine ganz beſchäftigten Standesglieder, nebſt den geringern Bedienten, ſollten eine Beſoldung zu beziehen haben. Der erſtern ihre ſollte anſtändig, und zu einem ſtandesmäßigen Unterhalte zureichend, ſie aber gehalten ſeyn, ſich keines andern Gewerbes, Berufes, Handlung, oder Handwerkes zu unterziehen, und falls ſie vorher irgend einem ſolchen zugethan geweſen, daſſelbe aufzugeben, und ſich dem Staat allein zu widmen.*

Ich zweifle nicht, daß aus einer ſolchen Einrichtung eines Staates für denſelben unendliche Vortheile flieſſen ſollten. Ich will nur einige der vornehmſten anführen.

* Ein jeder begreift leicht, daß je nachdem die Anzahl der Bürger in einem Staate groß oder klein iſt, das Verhältniß der Regenten nach derſelben eingerichtet werden ſollte. In einer Republik von zweytauſend Bürgern ſollte z. E. ein jedes Quartier von hundert und funfzig Genoſſen zween innere und acht hohe Rathsglieder ernennen. Es ſollten da nur funfzehn von der freyen Wahl in den hohen, und vier

Erſtlich hätte auf dieſe Weiſe ein jeder Bürger in dem Staate, wie es die Billigkeit und die Gerechtigkeit erfodert, als ein freyer Mann etwas zu bedeuten. Ein jeder hätte das Recht zu den höchſten Ehrenſtellen, wenn er derſelben würdig erfunden würde, zu gelangen, und dazu zu verhelfen, daß die beliebteſten, weiſeſten und tugendhafteſten ſeiner Mitbürger zu ſeinen Vorgeſezten erwählet wür-

---

in den innern Rath gewählet werden, u. ſ. f. In einem Staate von fünftauſend Bürgern ſollte ein jedes Quartier von zweyhundert und funfzigen zween in den innern und acht in den hohen Rath geben. Von der freyen Wahl aber ſollten in jenem zehne in dieſem aber dreyßig gewählet werden. Je kleiner ein Staat iſt, deſto ſtärker muß das Verhältniß der Regenten gegen die Bürger ſeyn, und je zahlreicher er iſt, deſto ſchwächer wird dies Verhältniß erfodert. Sezen wir eine kleine Republik von vierhundert Bürgern, wenn wir hier nur von hunderten einen Regenten nehmen, ſo können dieſe vier die andern unterdrüken. In einem Staate von zehntauſend Bürgern iſt es an hundert innern Räthen viel zu viel. Eine Republik von dreyßigtauſend Bürgern erfodert verhältnißweiſe noch weniger Regenten; und kan ohne Verwirrung kaum beſtehen, wenn ſie nicht ariſtokratiſch iſt. In einer ſolchen alſo fänden die obgedachten Patricier ihre Stelle.

würden. Ein jeder Bürger, der ſich durch kein Verbrechen eines ſolchen Vorrechtes unwürdig gemachet hätte, hätte dadurch einen weit gröſſern Theil der ihm gebührenden bürgerlichen Freyheit zu genieſſen, und von ſeiner Vorſteher oder anderer Mitbürger Gewalt und Ungerechtigkeit viel weniger zu befürchten. Kurz ein jeder Bürger wäre alſo wahrhaftig ein Bürger und ein freyer Mann.

Zweytens wäre durch eine ſolche Einrichtung den ſchlimmen Folgen der Demokratie und der Ariſtokratie vorgebogen, und weder die Unordnungen der Anarchie, noch die Unterdrükung der Oligarchie zu beſorgen. Alle Ungleichheit der Bürger wäre aufgehoben, und keiner hätte vor dem andern einen andern Vorzug als den, worzu er ſelbſt aus Liebe und aus Hochachtung gegen ſeine Tugenden demſelben zu verhelfen das Recht hätte.

Drittens wären alle Standesglieder und Staatsbedienten wenn ſie auch die höchſten Stellen erhalten hätten durch die Erforderniß ihrer eignen

Vortheile genöthigt, ſich durch Sanftmuth, Gerechtigkeit, und alle löblichen Regenten anſtändige Tugenden, der Liebe und Gewogenheit des Volkes würdig zu machen. Es wäre alſo hier von ihrer Nachläſſigkeit, oder ihrem Uebermuthe, ſo vieles nicht zu befürchten als bey andern Verfaſſungen.

Viertens hat die Eintheilung in Quartiere, neben dem, daß dadurch alle gewöhnlichen Unordnungen der Demokratien verhütet werden, noch beſondere Vortheile. Es urtheilen da diejenigen von ihren Mitbürgern, die am meiſten Kenntniß von ihrer Gemüthsart, von ihrer Aufführung und von ihren Sitten haben, und dieſes kann auch dieſe gute Würkung machen, daß ſich jeder mehr befleiſſen wird, mit ſeinen Nachbarn auf eine anſtändige und ſolche Weiſe zu leben, durch die er ſich ihre Liebe, Freundſchaft und Hochachtung zu erwerben gedenket. Dieſes muß in die ganze ſittliche Aufführung eines Menſchen einen beſondern Einfluß haben.

Eine beſondere Vertraulichkeit und Liebe zwiſchen den Quartiersgenoſſen würde auch hieraus entſtehen, und dieſe ſollte durch vierteljährige Mahlzeiten unterhalten werden; da die Reichern die nicht ſo bemittelten gaſtfrey zu halten ſich billig bequemen ſollten.

Dieſe Eintheilung in Quartiere hat ferner den Vortheil, daß ſie vortreflich bequem iſt zu den in einem Staate ſo nöthigen Policeyanſtalten, in Betrachtung der Unterhaltung guter Ordnung, Verpflegung der Armuth, Verſorgung und Vertretung der Wayſen, und anderer zu Beförderung der öffentlichen Ruhe, Sicherheit, und Anſtändigkeit ſo nöthigen Einrichtungen.

Ueber dieſes iſt ſie von allen denen Gebrechen der übrigen Eintheilungen der Bürgerſchaften befreyet, welche als Werke einer ſehr unvollkommnen und eingeſchränkten Einſicht in die wahre Politik, neben der Eiferſucht, dem Mißtrauen und dem Mißverhältniß, ſo ſie unter den Bürgern würken, ſehr oft die

Werkzeuge der Ungerechtigkeit und der Unterdrückung gegen die Beſſern und Würdigern werden.

In allem was ich bis dahin von der Einrichtung eines Staates geſagt, werden verhoffentlich auch diejenigen nichts platoniſches finden, die ſo gar alles was gut iſt in die Republik des Plato verweiſen wollen. Denn was ich von Gerechtigkeit, Weisheit, und Tugend angebracht, davon reden ſie ja auch, und ohne Ordnung können die Räuberbanden ſelbſt nicht, vielweniger alſo die ſchlechteſten Republiken beſtehen.

Ich wünſchte dennoch einige in den Augen gewiſſer Leute platoniſche Anſtalten in meiner Republik ausgeführet zu ſehen. Ich würde unter anderm auf alle Weiſe für die öffentliche und gemeine Auferziehung der Jugend ſorgen; ich würde die verderblichen Rechtshändel durch alle erſinnliche Mittel daraus zu verbannen, und eine weder koſtbare noch verdrießliche Art alle Streitigkeiten beyzulegen einzuführen mich beſtreben.

Es

Es ſollten zu dem Ende die Namen von Teſtamenten, Fideicommiß, beſondern Ehecontracten, und was dergleichen mehr iſt, darinne nicht gehöret, und die Anzahl der Sachwalter nicht gar beträchtlich werden. Wider die Trägheit und den Bettel wollte ich ſolche Auſtalten vorkehren, die ganz gelinde, von den meiſtens üblichen unterſchieden, und dennoch viel würkſamer wären. So wollte ich auch die wider die öffentliche Ruhe und Sicherheit laufenden Verbrechen durch Maaßregeln beſtreiten, die in den Schriften unſerer Criminaliſten ſich nicht befinden. Ich würde anbey die groſſe Menge der Geſeze, die ein ſo untriegliches Kennzeichen der Krankheit unſerer Staaten iſt, auf das ſorgfältigſte vermeiden, und die wenigen, die zum gemeinen Beſten nöthig ſind, ſo einfältig und deutlich machen als es immer möglich iſt. Auch wollte ich auf eine eben ſo einfältige und aller Begierde und Möglichkeit zu betriegen zuvorkommende Art, die zu Beſtreitung

der

der gemeinen Ausgaben erforderlichen Gelder einzuſammeln bedacht ſeyn.

Wir ſind immer fertig die guten Ordnungen und Geſeze zu preiſen, die in unſern Republiken von unſern Vorfahren eingeführet worden. Wir fügen aber unſern Lobſprüchen jedesmal die Klagen bey, daß dieſelben nicht gehalten werden. Wir ſollten hier ſchweigen. Entweder taugen unſere Geſeze nicht, oder wir ſind in dem allerhöchſten Grade ſchlimm, wenn wir gute Ordnungen ſo leichtſinnig übertreten und übertreten laſſen. Es kömmt aber die Vortrefflichkeit der Geſeze nicht darauf an, daß man das Schlimme verbietet, und die Verbote mit Eiden und harten Drohungen verwahret. Dieſes iſt keine Kunſt. Ein jeder kann das. Die Hauptſache beſtehet darinnen, die Verfaſſung alſo einzurichten, daß wenig Geſeze nöthig, die Beobachtung und Handhabung derſelben leicht gemacht, und der Anlaß und die Begierde zu Uebertretungen verhütet werden.

Die

Die Ausführung dieſes Sazes würde mich allzuweit führen. Ich begnüge mich in dieſem Stüke gezeiget zu haben, daß eine Art von Demokratie möglich ſey, da man keine Unordnung zu förchten hat, und die eben ſo erwünſchlich iſt als die beſteingerichtete monarchiſche, und vielleicht erwünſchlicher als auch die beſte ariſtokratiſche Regierung.

Die Handelſchaft.

Ich habe mir vorgenommen in dieſem Verſuche von einer Sache zu reden, die von unſern heutigen Staatsgelehrten mit einer beſondern Zärtlichkeit angeſehen wird, die der Göze der heutigen Politik iſt, und die als das Palladium meines Vaterlandes die Verehrung, die Liebe, und die Bewunderung aller meiner Mitbürger beſizet. Ich geſtehe es aufrichtig, daß ich in dieſem Stüke, wie in vielen andern, die Freyheit nehme von der Meinung derſelben abzugehen. Ich will der Handelſchaft ihren Werth eben nicht abſprechen, allein ich ſehe den Enthuſiasmus, mit dem man ſie in den heutigen Zeiten erhebet und verehret als das vornehmſte Kennzeichen der allgemeinen Verderbniß an, und ich halte dafür, die Commercien müſten auf eine ganz andere Art, als es nun geſchiebet, getrieben werden, wenn ſie

den

den Sitten und dem wahren Wol der Staaten nicht eher nachtheilig als vortheilhaft ſeyn ſollten.

Indeſſen iſt es doch dieſe Handelſchaft, die uns reich und glüklich machet, und die uns in der Welt noch ein wenig Anſehen giebt. Ihr haben wir es zu verdanken, daß unſere Städte mit Palläſten und Luſtgärten ausgezieret ſind, daß die Rohigkeit der alten Sitten uns verlaſſen, daß die Magnificenz allerorten hervorleuchtet, und daß wir ein ſo vergnügtes und annehmliches Leben führen, als man es irgend an einem Orte in der Welt thun könnte. Was brauchet ein Volk mehr um glüklich zu ſeyn? Ich füge hinzu, was brauchet es mehr um verderbt und ſchlimm zu ſeyn?

Die Liebe zu den Reichthümern, die verderbte Quelle aller dieſer fanatiſchen Bewunderung der Handelſchaft, iſt die niedrigſte und die ſchlechteſte Neigung der menſchlichen Seele. Sie iſt die erſte, welche die ſchöne Empfindung der Menſchenliebe erſtiket. Zuerſt iſt ſie nur ſchwach,

nach und nach aber unterdrüket ſie die ſchönſten Triebe der Menſchheit, und endlich den mächtigſten von allen, denjenigen ſich ſelbſt Gutes zu thun. Wenn ſie überhandnimmt, ſo empfindet man die heiligſten Verhältniſſe nicht mehr, in welche uns die Natur und die Vorſehung geſezet haben. Man vergißt, daß man zur Tugend und Gutes zu thun gebohren iſt. Man verliert den Begriff ſeiner eignen Würde, und keine Handlung iſt ſo niedrig, zu der man ſich nicht verſteht um reich zu werden.

Aber nicht jedermann liebet die Reichthümer um der Reichthümer willen, die Bequemlichkeit und das angenehme Leben, das ſie verſchaffen, ſind die Vortheile, welche diejenigen daraus ziehen, die ſie mit Vernunſt lieben. Ich geſtehe es, daß dieſer Einwurf nicht nur Schein ſondern auch Grund hat. Indeſſen verliert er alle ſeine Kraft, wenn von der übermäßigen Liebe der Reichthümer die Rede iſt; denn dieſe entſpringet aus einer nicht minder trüben Quelle, und vervielfachet die

Verderb-

Verderbniſſe des Staates. Sie vermehret die Anläſſe zu Ungerechtigkeiten, und die Mittel zur Pracht, Ueppigkeit, Schwelgerey und andern Uebeln, daraus das wahre Elend entſtehet.

Nach dieſem hat die Handelſchaft auch dieſes an ſich, das ihren Werth nicht wenig verringert, daß, wenn ſie auf einen gewiſſen Grad geſtiegen, ſie um ſich zu vergröſſern das Werkzeug der Ueppigkeit, und hiemit der Verderbniß werden muß. Ich rede nichts von denen niederträchtigen Künſten, womit Handelsleute, ſelbſt Manufacturiers und groſſe Kaufleute, ihren Gewinnſt zu vermehren, und einander zu ſchaden ſuchen. Ich kann dennoch nicht glauben, daß dieſes die Seele adle und erhebe. Ich ſehe daneben den Vortheil nicht ein, den der Staat aus dieſen ſo groſſen und übermächtigen Handelsleuten ziehet. Ich finde im Gegentheile, daß ſie ihre Reichthümer ſelten anders brauchen als die Bürger zu verderben, durch Hülfe erkäuflicher und feiler Seelen

diejenigen, welche noch frey und gut ſind, zu unterdrüken, alle Quellen des Gewinnſtes an ſich zu ziehen, und alſo was zehn oder zwanzig Bürger glüklich und ſo viele Familien blühend machen könnte, allein ſich zuzueignen, woraus in dem Staate nicht nur ein ungeheures Miſsverhältniß, ſondern Neid, Mißgunſt, Factionen, und hunderfaches Elend entſtehen müſſen. Wer ein wenig mit einem aufmerkſamen Auge den izigen Zuſtand der Welt betrachtet hat, wird überzeuget ſeyn, daß alles dieſes die Folgen der Handelſchaft ſind, wie ſie nun eingerichtet iſt.

Alſo ſollen wir alle Handelſchaft aus unſern Staaten verbannen. Wir ſollen uns aller Vortheile begeben, die Fleiß, Emſigkeit, Arbeitſamkeit und Geſchiklichkeit in dem Innern unſers Landes uns verſchaffen, und aus entlegenen Gegenden herbeyholen können. Gott hat uns alſo unſere Fähigkeiten umſonſt gegeben, und die Tugend und das Wol des Staates wollen, daß ein

grosſer

groſſer Theil der Menſchen ihr Leben in Trägheit und Unthätigkeit zubringen. Keinesweges.

Das erſte das uns die Vernunft vorſchreibet, iſt die Verbeſſerung unſers Zuſtands, und die Anwendung unſerer Leibes- und Seelenkräfte dazu. Sie hat den einen ihrer Söhne mit dieſer, den andern mit einer andern Fähigkeit zu der Verbeſſerung der Geſellſchaft und des Wols der Glieder derſelben begabet; und alſo kann ſie den Wechſel von Dienſten, welche dieſelben einander leiſten, nicht anders als billigen und mit Vergnügen anſehen. Es iſt der Geſellſchaft vorträglich, daß der eine allein das Feld baue, der andere Weinreben pflanze, der dritte Stof zu den Kleidern verfertige, und ſo ferner; und was einer an ſeiner Arbeit zu dem allgemeinen Wol beyträgt, das iſt billig daß die andern es ihm mit der ihrigen vergelten. Welch ein ſchöner und der Menſchheit würdiger Zuſtand der Geſellſchaft muß es nicht geweſen ſeyn, da bloß die Liebe dieſen Wechſel beſeelete, und nur die Billigkeit die Richtſchnur davon war!

In ihren erſten Anfängen iſt alſo die Kaufmannſchaft ganz einfältig und ganz unſchuldig gewesen. Ein jeder vertauſchte ſeinen Ueberfluß gegen des andern ſeinen Nach und nach wuchs ſie zu einer gröſſern Vollkommenheit, und aus dem Vortheile ſo wol als aus dem Schaden, der ſie der menſchlichen Geſellſchaft gebracht, kann ein jeder leicht ſehen, daß wie groſſe Uebel daraus entſtanden, ſie alſo auch eine Quelle von vielem Guten ſeyn könne, wenn ſie von einer klugen Aufſicht regieret, und wenn von einem weiſen Geſezgeber, durch ſorgfältige Einrichtungen, das Schlimme von dem Guten darinnen abgeſondert würde.

Ich glaube, daß in dieſem Stüke die Hauptſorge einer geſunden Politik ſeyn ſollte: Daß den ſchlimmen und niederträchtigen Abſichten, der unedeln Gewinnſucht, dem Neide und der Mißgunſt, die bey den Handelsleuten ſo gemein ſind, vorgebogen werde; daß man nur in denjenigen Sachen, die den Menſchen ei-

nen wahren und würklichen Vortheil verſchaffen können, und in ſolchen überflüſſigen Stüken, welche die Sitten nicht verderben, und in denjenigen Schranken, darinnen es der Reichthum eines Volkes zugiebt, zu handeln erlaube; daß man die Vortheile der Handelſchaft und eines angenehmen Lebens unter ſo vielen Bürgern und Familien austheile und gemein mache als es immer möglich iſt, und einem jeden ſolche Schranken ſeze, daß ſein Zuſtand nicht auf Unkoſten ſeiner Mitbürger vortrefflich und übermächtig werde.

Es lieſſen ſich vielleicht zu dieſen Abſichten verſchiedene Einrichtungen ausfindig machen, die alle dem Staate ziemlich verträglich wären, inſonderheit aber republikaniſchen und demokratiſchen Staaten, deren Hauptgrundſaz eine ſo viel als möglich vollkommne Gleichheit der Bürger erfodert.

Ich bin überzeuget, daß die Gemeinſchaft der Güter ein zureichendes Mittel wäre alles Uebel der Geſellſchaften aus der Wurzel zu heben, auch

ſelbſt in Handelsſtaaten, und ich ſehe die Stärke der Einwürfe nicht ein, durch welche man dieſelbe als völlig unmöglich vorſtellet. Indeſſen ſeh ich die Unmöglichkeit ſehr wol ein die Menſchen unſrer Zeit zu bereden einen Verſuch davon zu wagen; und wenn ſchon der fanatiſche Lykurgus unſerer Zeiten, der Graf von Sinzendorf, hierinnen einiger maſſen einen nicht unglüklichen Erfolg gehabt; ſo hat eben ſeine Geſellſchaft durch eine verdächtige Anwendung dieſer Gemeinſchaft, dieſelbe in ein ſehr ſchlimmes Anſehen gebracht.

Die Handelscompagnien, die der bekannte Dr. Becher zu dieſer Abſicht vorgeſchlagen, wären vielleicht auch vortreffliche Mittel den Uebeln der Handelſchaft zu ſteuren, und ſie könnten auf eine Art eingerichtet werden, durch welche ſo wol die Vollkommenheit der Handelſchaft als das Verhältniß der Bürger in dem Staate, wie es ſo wol das allgemeine Beſte der ganzen Geſellſchaft als das beſondere Wol eines jeden erfodert, erhalten werden könnten. Dieſe von dem Staate beſtätigten Compagnien, deren jede einen beſondern Aſt der

Hand-

Handlung zu ihrem Antheile hätten, würden auf einer Seite dem Stümpern und auf der andern den Monopolien, den gröſten Feinden der Commercien, auf das nachdrüklichſte ſteuern; und Neid, Mißgunſt, Verfolgung, und Ungerechtigkeiten von der Handelſchaft entfernen. Allein Dr. Becher hat erfahren was derjenige zu erwarten hat, der die Kaufleute lehren will, daß das allgemeine Beſte ihrem beſondern vorgehe; und die Verfolgungen, die er von ihnen ausgeſtanden, waren die Belohnungen ſeiner wolmeinenden Rathſchläge, durch welche er die Handlung und die Manufacturen in den Oeſterreichiſchen Erblanden einzuführen und auf einen guten Fuß zu ſezen gedacht hat.

Andere Verfaſſungen, durch welche man den Uebeln, die ſich durch die Handelſchaft allerorten einſchleichen, ſteuern könnte, wären vielleicht auch nicht unmöglich. Allein wer will mehr den Kaufleuten Geſeze vorſchreiben, da ſie allerorten ſich ſelbſt zu Geſezgebern hinaufgeſchwungen, da ſie an den Höfen der Könige nun allmächtig ſind,

in

in den meiſten Republiken alle Stellen eingenommen; und beynahe alle andern Stände, wo nicht des Ranges doch des würklichen Anſehens beraubet haben; da der demüthige Edelmann vor ihnen weichet, der Geiſtliche ſie anbetet, der Handwerksmann ihr Sclave iſt, und der beſcheidene Gelehrte ihr Diener und Gaſt zu ſeyn für den erhabenſten Preis ſeines theuern Fleiſſes hält.

Da nun die Kaufleute in der ganzen Welt und unter unſern Mitbürgern ſich in den erſten und in den wichtigſten Rang erhoben, ſo wollen wir uns nicht wider dieſelben auflehnen, wir wollen ſie nur bitten ſich deſſelben würdig zu machen; ſich die Tugenden, die man von dem Adel, den ſie verdringen, fodert, zuzulegen; ihre Handelſchaft mit ſo vieler Würdigkeit und Anſtändigkeit zu treiben, als die neuen Verhältniſſe, in die ſie ſich erhoben, von ihnen fodern; zu denken, daß wie den Groſſen, alſo auch ihnen nichts beſſer anſtehe als die Mäßigung, die Beſcheidenheit, und ein ſolcher Gebrauch ihrer Reichtümer, der ihnen

die

die Liebe und Freundſchaft, nicht die Forcht und die Knechtſchaft ihrer Mitbürger erwerbe; zu betrachten, daß je mehr ſie den Staat verderben, und das Elend und die Sclaverey der Bürger verſtärken, ſie ihre eigne Sicherheit ſchwächen, und ſich wechſelsweiſe in die Knechtſchaft des Pöbels ſezen. Wir bitten ſie inſonderheit, ihre Kinder mit derjenigen Sorgfalt zu auferziehen, die bey denen nöthig iſt, die durch ihren Rang und durch ihre andern Umſtände am meiſten der Verderbniß ausgeſezet ſind, und durch deren Exempel andere am meiſten können verderbt werden; zulezt ſich nicht ſo ſehr an ihre Schäze und an ihre Reichthümer zu hängen, daß ſie gar vergeſſen, daß ſie ein Vaterland und Mitbürger haben.

Die Städte.

In ihrem erſten Urſprunge waren die Städte nichts anders als eine Art von Feſtungen, in welche die Menſchen ihre Güter und alles was ihnen lieb war, wider die Anfälle der Räuber und ihrer andern Feinde in Sicherheit brachten. Die erſten Menſchen fanden ſich auf dem Lande wie in ihrem Elemente. Es waren Völker, die die Städte wie eine Art von Kerkern anſahen, in welchen ſie unmöglich eingeſperret ſeyn konnten. Man muſte ſie durch ſcharfe Geſeze zwingen ihren Siz darinnen aufzuſchlagen. Ein Landmann hielt ſich für unglüklich ein Bürgersmann geworden zu ſeyn, und ein Landjunker hielt einen Junker, der in die Stadt gezogen war, für weniger edel als ſich.

Welch ein Unterſchied zwiſchen denſelben Zeiten und den unſrigen, da der höchſte Wunſch des

Adels iſt reich genug zu ſeyn, um in Städten und dieſes in groſſen Städten wohnen zu können! Aber auch welch ein Unterſcheid zwiſchen denen Städten die ehmals ſo verhaßt waren, und den unſrigen! Jene waren in der That eine Art von Kerker. Dieſe hingegen ſind die Wohnplätze des Vergnügens, der Luſtbarkeiten, und des annehmlichen Lebens; ich füge hinzu, der Ueppigkeit, der Ausgelaſſenheit und der Verderbniß.

Ich habe oft gezweifelt ob die Städte der menſchlichen Geſellſchaft nicht mehr Nachtheil als Vortheil gebracht, und ich geſtehe es, daß ich dieſe Sache noch für ſehr zweifelhaft anſehe. Es iſt natürlich, die Bequemlichkeit des menſchlichen Lebens, die Verbeſſerung der Geſellſchaft, erfodern es daß diejenigen Glieder derſelben, die ſich den Künſten, den Wiſſenſchaften, der Handelſchaft, und den Handwerken widmen, bey einander von den Landleuten abgeſondert wohnen. Sie können daſelbſt ihre Bemühungen zu der Bequemlichkeit und dem Wolſeyn der andern zu einer

viel

viel gröſſern Vollkommenheit bringen, als wenn ſie in dem Lande zerſtreuet wären. Sie können einander ihre Erfindungen und Entdekungen mittheilen. Die Beyſpiele von Vollkommenheit, die ſie ſehen, geben ihnen vortreffliche Lehren, und feuern ihren Eifer an, dieſelben zu übertreffen. Es iſt daneben gut daß die Landleute an einem gewiſſen Orte alles dasjenige beyſammen antreffen, was zu gröſſerer Bequemlichkeit ihres Lebens nöthig iſt, und wo ſie den Ueberfluß ihres Vorrathes dagegen vertauſchen können. Nicht weniger iſt es ſehr bequem, wenn dieſer abſonderliche Ort derjenige iſt, wo ihre Obrigkeit wohnet, die von da den ganzen Staat oder die ganze Provinz überſiehet, für alles ſorget, und durch ihre kluge Wachſamkeit allen Unordnungen vorbeugt. So lange die Städte dem Staate dieſe Vortheile verſchaffen, ſo lange ſie in dieſen Schranken verbleiben, ſo halte ich ſie für nüzliche und ausnehmende Zierden deſſelben.

Ich glaube alſo ich betriege mich nicht, wenn ich davor halte, eine Stadt ſollte allemal in einem

rich-

richtigen Verhältniſſe mit dem Lande ſeyn, das von derſelben abhängt. * Die Bürger darinnen ſollen nicht in gröſſerer Anzahl ſeyn als die Landleute ernähren können, nicht in kleinerer, als daß ſie den Landleuten dasjenige liefern können, was ihnen zu einem bequemern Leben nöthig iſt, und daß ſie die rohen Waaren des Landes verarbeiten, in fremde Länder verkaufen, und andere, an denen das ihrige Mangel hat, dafür an ſich handeln können. Wenn ſolche Staaten nicht gar zu klein ſind, ſo ſind ſie im Stande ſich wider alle, auch die mächtigſten, Feinde zu erhalten. Sie können durch eine kluge Aufführung ſich in den Stand ſezen anderer Hülfe niemals in Hauptſachen nöthig zu haben, und wenn ſie tugendhaft ſind, ſo haben ſie nicht leicht Beleidigungen von andern zu fürchten.

* Abhängt bedeutet hier eben keine Unterwürfigkeit, ſondern das Verhältniß, darinn eine Stadt mit einem Lande in Betracht Handels und Wandels ſtehet.

Wenn aber die Städte ungeheuer anwachſen, wenn eine groſſe Anzahl unnüzer Leute, die zu dem Wol des Staates nichts beytragen, nur um mehrere Bequemlichkeiten zu genieſſen, ſich in die Städte werfen, und eine Menge unnüzes und verderbtes Geſind nach ſich ziehen; wenn die Städte, welche der Siz der Emſigkeit und der Arbeit ſeyn ſollten, der Siz der Weichlichkeit, der Ueppigkeit, und des Müßigganges werden; wenn die Städte, welche die Reichthümer des Landes nur als ein vertrautes Gut aufnehmen ſollten, um andere Güter dagegen durch das Land flieſſen zu laſſen, alles zurükhalten, und für ſich allein gebrauchen; wenn hiemit das Verhältniß zwiſchen den Stadtleuten und den Landleuten gehoben wird, wenn jene tauſend von dieſen anſehen als verdammet einen einzigen von ihnen durch ihr Elend glüklich zu machen; wenn Pracht, Ueppigkeit, Schwelgerey und ſchlimme Haushaltung in den Städten dieſe Denkungsart beynahe nothwendig machen, ſo ſind die Städte

wie

wie Feindinnen und Tyranninnen der Länder, und nicht mehr als gute Mütter und Haushälterinnen derſelben anzuſehen.

Ich habe daneben noch einen groſſen Grund, warum ich die gar groſſen Städte nicht billige. Sie enthalten eine ſo erſtaunliche Menge von Menſchen, daß es beynahe unmöglich iſt eine gehörige Aufſicht auf dieſelben zu haben. Die Policey kann den abſcheulichſten Laſtern kaum wehren, wie wollte ſie die Sitten unverlezt erhalten können? Das Verderbniß vervielfachet ſich. Schlime Exempel erzeugen eine Menge Thaten ihrer Art, und dieſe werden nicht minder fruchtbar. Das Uebel wird endlich durch die Gewohnheit gleichgültig; und haben wir nicht geſehen, daß die abſcheulichſten Laſter rühmlich geworden?

Je mehr dieſe Städte an Verderbniß zunehmen, deſto mehr ziehen ſie Leute an ſich, welche dorten die Nahrung ihrer ſchlimmen Neigungen ſuchen, oder welche die Werkzeuge davon werden.

Alſo werden endlich dieſe Städte der Siz der ſchlimſten und verderbteſten Menſchen, die man ſich vorſtellen kann. Auf einer Seite der muthwilligſten und der laſterhafteſten Reichen, und auf der andern der ruchloſeſten und der niederträchtigſten Armen. Ein jeder kann leicht ſehen, was für ein abſcheuliches Volk daraus werden muß. Wir wiſſen was Rom zu den Zeiten der Triumvirate und der Proſcriptionen geweſen; und wer kann ohne Abſcheu daran gedenken? Das Haupt der Erde, die Beherrſcherin der Welt; die Königin der Völker ward eine Mördergrube und ein Sammelplaz aller Greuel.

Das Verderbniß bleibet nicht in den Ringmauern dieſer ungeheuern Städte eingeſchloſſen. Es dähnet ſich von da über ganze Reiche und ganze Welttheile aus, und ſteket mit ſeinem vergiftenden Hauche das ganze menſchliche Geſchlecht an. So iſt Rom zweymal die Quelle alles Uebels geworden. Das erſtemal da es das Haupt des

Staates,

Staates, und das andere mal da es das Haupt der Kirche war.

Man mag mir alſo die groſſen Städte erheben wie man will; ich ſehe ſie für ein Mißverhältniß in dem Staate an, ſo bald ſie zu ſehr anwachſen, ſo bald ſie dem Lande zur Laſt, und den Sitten gefährlich werden. Ich würde alſo aus den meiſten Städten eher Colonien abführen, als neue Bürger dahin zu ziehen trachten. Ich würde alle diejenigen, die in den Städten nichts handeln, nichts arbeiten, nichts mit ihrer Handarbeit oder mit ihrem Verſtande zu dem gemeinen Beſten beytragen, oder die auf dem Lande dieſelben Dienſte leiſten könnten; ich würde alle Rentiers, alle Edelleute, die keine nützlichen Bedienungen haben, und, welches beynahe eines iſt, alle Müßiggänger auf das Land verweiſen, und ſie daſelbſt wo nicht zu nützlichen Mitgliedern des Staates doch zu geringern Bürden deſſelben machen. Denn eben dieſe müßigen Leute ſind es, welche

das Verderbniß und das Elend am meiſten fort-
pflanzen, und beynahe nöthig machen.

Ich ſage noch mehr, ich ſähe auch nicht einmal gerne in einer Stadt ſo viele Menſchen beyſammen, als ein groſſer Bezirk Landes ertragen möchte, als dieſer ihnen genug zu handeln und zu bearbeiten geben könnte, wenn die Anzahl derſelben ſich allzuhoch beliefe. Ich möchte lieber in einer groſſen Provinz die Städte hier und dar vertheilet, als eine einzige allzugroß ſehen. Das Land würde davon mehr Bequemlichkeit und Vortheil haben, und die Städte würden nicht ſo ungeheur und ſo verderbt ſeyn.

Freylich würde ich allezeit einer Metropole, oder der Hauptſtadt einer Provinz, einen gröſſern Bezirk und mehr Einwohner geſtatten, als einer Landesſtadt; und zwiſchen einem Seehafen, der weite Handelſchaft treiben, und die Nothwendigkeiten des Lebens in gröſſem Ueberfluſſe weit herholen könnte, und einer Stadt die mitten in dem

Lande eingeſchränket lieget, würde ich eben denſelben Unterſchied machen. Indeſſen würde ich doch keiner Stadt eine allzugefährliche Gröſſe erlauben, man möchte mir noch ſo viel von den Vortheilen der Handelſchaft und der Reichthümer reden. So bald dieſe den Sitten und der Tugend der Bürger gefährlich werden, ſo bald ſind ſie keine Güter mehr für den Staat, und ſo bald ein einziger Bürger, auf eine Art die zu vermeiden iſt, darunter leidet, ſo iſt es die Pflicht des Staates dem Uebel und der Unordnung zu ſteuern.

Ich würde mich nun allzuweit in beſondere Betrachtungen einlaſſen müſſen, wenn ich die Anomalien unterſuchen wollte, die in Europa und inſonderheit in Deutſchland entſtanden ſind, daß die Städte von demjenigen Bezirke Landes, davon ſie ehmals die Vorrathshäuſer geweſen, und von denen ſie ungehindert ihren Ueberfluß erhalten, getrennet worden, und daß viele Länder, die ihre Vortheile nicht genug ſchäzen, oder nicht im Stande ſind zu nuzen, dieſelben andern über-

laſſen. Durch dieſes leztere erhalten viele Städte nicht geringe Vortheile, allein durch das erſtere werden ſie nicht wenig eingeſchränket, und kommen oft in ſehr enge Umſtände. Es iſt auch nicht unmöglich, daß ihnen die Vortheile, von denen ich ſage, entzogen werden können, indem ſie in den Händen der Fremden liegen.

Eine ſolche Lage einer Stadt und eines Staates, ſo in ſich ſelbſt nicht alles finden was ſie nöthig haben, oder nicht genug, daß es anderer Vortheil erfodert es ihnen gerne mitzutheilen, (quæ ſibi ipſis ſufficientes haud ſunt) iſt ſehr bedenklich, und fodert bey den Regenten eine nicht geringe Klugheit, um in dem Innern Ruhe, Ordnung und ein richtiges Verhältniß, und bey den äuſſern Staaten Liebe, Gewogenheit und Freundſchaft mit dem gehörigen Anſehn zu behaupten.

Die

Die Gelehrtheit.

Die Erkenntniß der Wahrheit iſt eines der edelſten Vorrechte der menſchlichen Natur. Einer der ſchönſten Geiſter unſrer Zeiten hat dieſen wichtigen Saz mit den ſtärkſten Waffen beſtritten, die ihm ſein feuriger Wiz und ſeine tiefe Einſicht in das Verderbniß der Menſchen an die Hand gegeben. In einer der blendendſten Reden, in einem Gewebe erhabner Widerſprüche hat er die unſchuldigen Wiſſenſchaften beynahe aller Uebel, unter denen das menſchliche Geſchlecht ſeufzet, ſchuldig erkläret. Er warnet uns davor wie vor einer verbotenen Frucht, die wir wol von ferne bewundern aber nicht mit unſern unheiligen Händen berühren dörfen.

Ich will es nun nicht unternehmen ihn zu widerlegen, ich bin ein allzugroſſer Feind von allen Zänkereyen, und ich müßte meine eigne Schwach-

heit mißkennen, wenn ich einem ſo furchtbaren Kämpfer etwas anzugewinnen hoffete. Ich bin daneben in den meiſten Stüken ſeiner Meinung. Ich bedaure eben ſo ſehr als er, daß durch einen ſchändlichen Mißbrauch die Wiſſenſchaften zu Werkzeugen des Uebels und des Verderbniſſes oder doch zu Gegenſtänden eines unfruchtbaren und oft ſträflichen Vorwizes erniedriget worden. Ich finde nichts verachtenswürdiger, nichts haſſenswürdiger als den Gelehrten, der ſich befreyet glaubet tugendhaft zu ſeyn; und Wiz und Gelehrtheit ſind in meinen Augen die gröſten aller Uebel, ſo bald ſie von der Rechtſchaffenheit und der Tugend abgeſondert ſind. Der Schlimme iſt allezeit furchtbar und haſſenswürdig, allein er wird ein Ungeheuer, wenn Beredſamkeit und Einſichten das Vermögen ſeine Bosheiten auszuüben bey ihm erhöhen. In dieſem Falle ſind Gelehrtheit und Reichthümer gleich. Nichts verehrungswürdigers als der Gelehrte und der Reiche, welche die Vorzüge, womit der Himmel ſie geſegnet, zu dem erhabnen Zweke, dazu ſie ihnen gegeben worden,

das

das iſt, zu der Glükſeligkeit der Menſchen anwenden. Allein zittert Menſchen vor dem Reichen und noch vielmehr vor dem Gelehrten, wenn Bosheit, Eigennuz und Ehrgeiz ſie beſeelen. Ihr habt keine furchtbarern, keine ärgern Feinde.

Ich geſtehe dieſes, und noch mehr daß unſere ſo aufgeklärte, ſo gerühmte Zeit diejenige iſt, da durch das was man Gelehrtheit nennet, die Welt auf das ſchändlichſte vergiftet wird; da Wiz, Scharfſinn, Geiſt, die Schmeichlerinnen und Lobrednerinnen des Laſters, der Ueppigkeit, der Wolluſt und des Verderbniſſes, und der Gelehrte der Schmeichler, der Schmarozer, und der Mitgenoſſe des Laſterhaften, und des Ungerechten geworden. Ich geſtehe es, und ich geſtehe es nicht ohne Schmerzen, daß ich geſehen, daß Gelehrte und Männer die der Welt mehr als Gelehrtheit, die ihr Weisheit verſprochen und ſchuldig waren, ihren Wiz und Geiſt angewandt, ſich ſelbſt, und ſo gar die Wiſſenſchaften zu entehren; wenn dasjenige was an ſich gut und groß iſt, durch den

Miß-

Mißbrauch der Schlimmen könnte erniedriget werden.

Alle dieſe unglükſeligen Folgen des Mißbrauches der Gelehrtheit verabſcheue ich eben ſo ſehr als der beredte und tugendliebende Genfiſche Bürger, und dennoch kann ich das harte Urtheil, das er über dieſelbe fällt, nicht unterſchreiben. Was iſt verehrungswürdiger, was iſt heiliger als die Religion, und womit haben die Schlimmen dem menſchlichen Geſchlechte mehr Uebels zugefüget? Gieſſet den heilſamſten Saft in ein vergiftetes Gefäſſe; iſt er darum an ſich weniger heilſam, weil er alsdann ſchädlich wird? Die Erkenntniß iſt von eben dieſer Art.

Ich kann mich nicht bereden, daß der weiſe Schöpfer die Wunder der Geiſter und der Körperwelt uns vor Augen geleget, daß er unſere Glükſeligkeit durch eine tiefere Einſicht in dieſelben einer merklich höhern Vollkommenheit fähig gemachet, daß er uns die Kräfte des Verſtandes dazu beygeleget, und daß er dennoch wolle wir ſollen

dieſel-

dieſelben nicht gebrauchen. Ich kann nicht begreifen, daß in ſo vielen Seelen ein ſo feuriger Trieb zu der Erkenntniß herrſchen, und dennoch keinen guten Zwek haben ſoll. Würde in uns die Natur eine ſo feurige Liebe zur Wahrheit gepflanzet haben, wenn dieſelbe für uns kein Gut, wenn der Beſiz derſelben für uns völlig unmöglich wäre.

Nein, liebenswürdige Wahrheit, du biſt eines der edelſten, eines der erhabenſten Güter der menſchlichen Seele. Du biſt unſre Führerin zur Tugend und durch ſie zur Glükſeligkeit. Wenn die Gelehrtheit in denen Schranken, welche die Natur uns vorgeſchrieben, dich allein ſuchet, und wenn keine niedrigen und unwürdigen Abſichten die Bemühungen des Gelehrten entehren, ſo iſt nichts unſchuldigers.

Indeſſen müſſen wir uns zu mäſſigen wiſſen. Unſer Verſtand iſt eingeſchränkt, und wir ſind zu wichtigern Sachen geboren als gelehrt zu ſeyn. Wir ſollen tugendhafte Menſchen und gute Bürger ſeyn. Die Natur hat uns den Grundſaz,

nach

nach dem wir in dieſem Stüke zu handeln haben, vor Augen geleget. Je näher die äuſſerlichen Gegenſtände unſerm Körper ſind, je mehr Nuzen oder Schaden ſie folglich uns bringen können, deſto klarer und deutlicher fallen dieſelben in unſre Augen. Wir wollen ihrem weiſen Beyſpiele folgen. Je näher eine Art von Erkenntniß mit unſerer Glükſeligkeit verknüpfet iſt, je einen gröſſern Einfluß ſie in dieſelbe hat, deſto wichtiger iſt ſie für uns, und deſto mehr Klarheit, Deutlichkeit und Richtigkeit ſollen wir darüber zu erhalten trachten; je mehr eine andere ſich ſo zu ſagen von uns entfernet, je weniger Einfluß ſie in unſer Wol hat, deſto weniger haben wir auch nöthig uns darum zu bekümmern.

Auf die erſtere Art von Erkenntniß haben alle Menſchen ein Recht; und je mehr und je gröſſre Pflichten ihnen obliegen, deſto mehr ſollen ſie auch trachten ihr Licht vollkommner zu machen. Die andre aber gehöret nur für einige Geiſter, die der Himmel mit beſondern Talenten dazu verſehen,

und

und die durch eine beſondere Gemüthsart getrieben werden ihr Leben den Wiſſenſchaften zu widmen. Auch dieſe haben in ihren Nachforſchungen ohne Zweifel ihre Gränzen, die ihnen die Natur ſezet, und welche die Klugheit ihnen befiehlt, mit einer heiligen Ehrerbietung als unverlezlich anzuſehen.

Ueberhaupt aber zu reden, ſo iſt es der Vorteil des Staates und eine der wichtigſten Sorgen deſſelben, daß ein jeder Bürger, nach dem Umfange ſeiner Pflichten, aufgeklärt und unterrichtet, und daß ihm die Erkenntniß und die Liebe der Tugend von der zartſten Kindheit an eingeflöſſet werde. Inſonderheit iſt dieſes in freyen Staaten nöthig. Je freyer man iſt, deſto mehr Einſicht brauchet man. In einer Monarchie denken der Fürſt, die Miniſter, und die in Bedienungen ſtehen, für alle. Es iſt genug wenn dieſe erleuchte ſind. Wir aber ſind alle mit dem Rechte gebohren unſre Fürſten, Miniſter und Beamte zu ſeyn.

Je mehr alſo ein jeder, nachdem es ihm ſeine Umſtände erlauben, erleuchtet iſt, deſto beſſer iſt es, und deſto weniger hat er von dem Eigennuzen oder dem Ehrgeize der andern zu fürchten.

Wir würden uns alſo ſehr betriegen, wenn wir mit Herrn Rouſſeau glaubten, wir würden dem Staate einen wichtigen Dienſt leiſten, wenn wir die Wiſſenſchaften und die Gelehrtheit daraus verbanneten. Es iſt im Gegenteile eine der wichtigſten Sorgen des Staates, daß die Bürger wie mit den übrigen Gütern des menſchlichen Lebens alſo auch mit Erkenntniß und Weisheit beglükſeligt werden. Nur diejenigen Regenten, die ſchlimme Abſichten haben, wünſchen ſich blinde und kurzſichtige Bürger. Der Deſpotismus, ſo wol der monarchiſche als der demokratiſche, iſt ein natürlicher Feind der Gelehrtheit.

Der Bürger ſoll alſo von der zarteſten Kindheit an in den Wahrheiten der Vernunft und der Religion einen ſorgfältigen Unterricht genieſſen,

nach-

nachdem es das Verhältniß erfodert, darinnen er ſich wahrſcheinlicher Weiſe dereinſt in dem Staate finden wird. Das erſte Alter iſt der ſtärkſten Eindrükkungen fähig. Wenn man darinnen ſich ſo viel Mühe gäbe die Menſchen gut zu machen, als man ſich giebt dieſelben zu verderben, ſo würde die Tugend eben ſo gemein ſeyn als das Laſter. Man iſt darinnen auſſerordentlich neugierig, und nicht weniger gelehrig. Der Geiſt iſt unerſättlich nach neuen Begriffen, und inſonderheit nach ſolchen die aus Begebenheiten beſtehen, und der Verſtand nimmt die Urtheile ſeiner Lehrer und Eltern darüber ohne einige Prüfung an. Wie vortrefflich kann man ſich nicht eine ſolche Gemüthsverfaſſung zu Nuze machen, wenn man das Vergnügen der Jugend mit dem Vortheile derſelben vereinigen will.

Die Beyſpiele von Tugenden und Laſtern, die uns die Geſchichte aller Völker an die Hand geben, ſind die ſchönſten und die kräftigſten Mittel

ihnen die Schönheit der einen, und die Häßlichkeit der andern empfindlich zu machen, und ihnen klare, deutliche, und richtige Begriffe von dem Werthe der Dinge beyzubringen. Die annehmlichen, die ſchönen Wiſſenſchaften verlieren den gröſten Theil ihrer Vortrefflichkeit, wenn wir das Nüzliche und das Gründliche davon trennen. Wenn wir nicht, indem wir durch die ſchönſten und vollkommenſten Werke der Neuern und der Alten den Wiz, die Einbildungskraft, und den Geiſt der Jugend zu verbeſſern trachten, uns eben ſo sehr um die Verbeſſerung ihres Herzens und ihres Charakters bemühen; wenn wir nicht ihnen zeigen, daß, was wir bey den Alten von Tugend, Mäßigung, Weisheit, Beſcheidenheit, Treue, Standhaftigkeit, Redlichkeit, Selbſtverläugnung, Vaterlande, und allgemeinem Beſten hören, mehr als leere Namen ſind; ſo iſt alles dieſes nichts als eitle Wortkrämerey und ſchimmerndes Kinderſpiel.

Es

Es iſt nicht weniger weſentlich, daß man in dieſer Jugend die noch zarten Gemüther vor dem verführeriſchen Gifte des Verderbniſſes bewahre, womit unglükſelige wizige Köpfe ihre Schriften beflekel, und ihre Talente entehret haben. Kurz, dieſes Alter kann nicht anders als durch Vergnügen und durch Vorurtheile geführet werden; allein wir müſſen ſorgen, daß alle Vorurtheile, die wir ihnen beybringen, Wahrheit, und alle Vergnügen Tugend ſeyn.

Wenn aber mit den Jahren der Verſtand reifet, wenn er deutlicher Begriffe und einer philoſophiſchen Einſicht fähig wird, ſo muß er auf eine ernſthaftere und gründlichere Art zu der Erkenntniß des Wahren und des Guten geführet werden. Von der niedern Stufe der hiſtoriſchen Erkenntniß muß er ſich zu der höhern, der philoſophiſchen, erheben. Alsdann muß er in die Heiligtümer der Wahrheit, doch nicht ohne groſſe Behutſamkeit und ohne eine ehrerbietige Beſcheidenheit eintreten.

Er muß gleichſam wieder auf das neue unwiſſend werden. Alle ſeine ſchon erworbenen Erkenntniſſe, da ſie nur Vorurtheile waren, muß er einer genauen Prüfung unterwerfen, um ſie zu würklicher Erkenntniß zu machen.

Sein wichtigſter Gegenſtand iſt er ſelbſt. Er unterſuchet ſich auf das ſorgfältigſte, und nach ſich die äuſſern Gegenſtände, einen jeden nach dem Verhältniſſe, darinnen er mit demſelben ſtehet, und nachdem es zu der Erfüllung der Pflichten, die ihm in der Geſellſchaft obliegen, erfodert wird. Diejenigen Erkenntniſſe, die unmittelbar einen Einfluß in die menſchliche Glükſeligkeit haben, ſind für einen jeden, der in der Republik eine Stelle behaupten will, unumgänglich nothwendig. Wer nicht weiß was die Natur von dem Menſchen fodert, wer die Rechte nicht kennet, womit ſie ihn verſehen, wer die Quellen der Abweichungen davon nicht einſehen gelernet; wem die Natur der bürgerlichen Geſellſchaft, die Urſachen

ihrer

ihrer Glükſeligkeit und ihrer Verderbniß, die Quellen der Unordnungen und die Mittel dawider verborgen ſind; wie ſoll der im Stande ſeyn die Pflichten zu erfüllen, die das Vaterland mit Rechte von ihm fodert, wenn er an der Regierung deſſelben Antheil nehmen will? Dieſes iſt alſo die erſte, die weſentliche Wiſſenſchaft eines guten Bürgers. Es iſt die Gelehrtheit der Republikaner.

Nach dieſer folgen die andern, deren Vollkom̃enheit dem Staate nicht weniger angelegen iſt, die aber nicht einen jeden Bürger angehen. Es iſt für den Staat wichtig, geſchikte Aerzte, kluge Rechtsgelehrte, erleuchtete Naturkündiger, tiefſinnige Mathematiker zu beſizen. Selbſt die angenehmen Wiſſenſchaften können, wenn man einen würdigen Gebrauch davon machet, der Republik einen ausnehmenden Vortheil bringen. Wer wird ſo ungerecht ſeyn, und den Dichter der ſeinen Wiz und ſeine Einbildungskraft bloß zur Auszierung der Wahrheit, und zum Lobe der Tugend anwendet,

nicht unter die beſten Bürger rechnen? Und der Geſchichtſchreiber, deſſen beredte Feder die Tugenden der Vorwelt zu dem Beyſpiele der Nachkömmlinge verewiget, und ſie vor den Fehlern derſelben warnet, erfüllet er nicht dadurch die Pflicht eines guten Bürgers? Andere Wiſſenſchaften, als die von dem Feldbaue, der Baukunſt, und dergleichen, verdienen nicht weniger von dem Staate als weſentlich angeſehen und begünſtiget zu werden.

Alle dieſe Erkenntniſſe, alle dieſe Wiſſenſchaften aber ſind eitel und leer, wenn ſie nicht weiſe, gute, und Gott gefällige Abſichten haben; wenn wir das Verhältniß, darinnen wir, mit dieſem höchſten Weſen als ſeine Geſchöpfe und ſeine Untertbanen ſtehen, aus unſern Augen verlieren; und wenn wir vergeſſen, das der höchſte Grad unſerer Tugend und Glükſeligkeit in der Nachahmung Gottes und in der Erfüllung ſeines Willens beſtehet. Dieſes iſt es was Plato die Wiſſenſchaft des Beſten

nennet,

nennet, ohne welche alle Wiſſenſchaft uns nicht glüklich machen kann.

Wenn die Wiſſenſchaften in einem Staate auf dieſe Art gelehret und gelernet werden, ſo können ſie nicht anders als demſelben unendlich nüzlich ſeyn. Alsdann werden wir mit Rechte das Erhabene bewundern, welches die wahre Gelehrtheit verehrungswürdig machet. Alsdann entſtehet der wahre Gelehrte; und der kluge Staatsmann, der gewiſſenhafte Rechtsgelehrte, der weiſe Arzt, und der fromme Gottsgelehrte können nicht anders als gute Bürger und tugendhafte Menſchen ſeyn. Möchte unſer theuers Vaterland dieſen Vortheil genieſſen! Möchten Tugend, Wahrheit, Geſchmak und Gelehrtheit auf dieſe Weiſe vereinet bey uns blühen!

Zu unſerer Zeit hat auch das ſchöne Geſchlecht das Herz einen Anſpruch auf die Gelehrtheit zu machen. Es dringet ſich haufenweiſe in das Heiligtum derſelben hinein. Aber mit welchem Rechte?

Wenn wir dem gröſſern Haufen glauben wollen, mit keinem. Zu kleinen und niedrigen Geſchäften gebohren, ſollen ſie in denen Schranken bleiben, die ihnen ihre Beſtimmung vorſchreibet. Doch, iſt es nicht eine Art von Ungerechtigkeit, daß wir dem ſchönen und liebenswürdigen Theile des menſchlichen Geſchlechtes ein ſo wichtiges Vorrecht abſprechen? Sie machen den feinſten, den edelſten, den empfindlichſten Theil unſerer Glükſeligkeit aus; und wir verſagen ihnen den Zugang zu den Quellen des reineſten und des vortrefflichſten Vergnügens! Haben ſie nicht ſo edle Seelen als wir? Haben ſie nicht wie wir wichtige Pflichten zu erfüllen? Stehen ſie nicht in eben demſelben Verhältniſſe mit der Gottheit wie wir? Und den Gott, dem ſie dienen ſollen, ſollen ſie ihn nicht auch erkennen? Sind ſie nicht beſtimmet das Innere unſerer Häuſer zu regieren, eine angenehme Geſellſchaft für uns zu ſeyn, und in der Auferziehung unſerer Kinder uns Hülfe zu leiſten? Und ſind dieſes alles nicht ſo viel Gründe, die ſie zu den Er-

kennt-

kenntniſſen, die ſie dazu nöthig haben, berechtigen? Kein Vernünftiger wird hieran zweifeln.

Aber auf dieſe allein ſoll die weibliche Wiſſensbegierde ſich erſtreken. So bald ſie die Gränzen derſelben überſchreitet, ſo bald ſie, wie es nur allzu oft zu geſchehen pfleget, ſich bey eiteln und phantaſtiſchen Gegenſtänden aufhält, ſo bald ſie der Ausübung weſentlicher Pflichten hinderlich wird, ſo bald wird ſie ein Uebel, und kann die verehrungswürdigſte Schöne lächerlich machen. Nichts iſt liebenswürdiger, nichts iſt ſchäzbarer als ein Frauenzimmer, das durch den Umgang der Weiſen und der Dichter ſeinen Wiz feiner, ſein Herz edler, und ſeinen Verſtand ſchärfer gemacht hat; und das dabey eben ſo beſcheiden als erleuchtet iſt. Nichts iſt unerträglicher als eine phantaſtiſche Arkadierin, oder als eine ſchulgerechte Pedantin.

Das Frauenzimmer.

Das ſchöne Geſchlecht hat einen zu beträchtlichen Einfluß in unſere Glükſeligkeit, daß man in einem Werke, davon dieſelbe der einzige Gegenſtand iſt, nicht davon reden ſollte. Es iſt daneben ein allzuſüſſes Vergnügen ſich von demſelben zu unterhalten, daß man eine ſo ſchöne Gelegenheit dazu verſäumen ſollte; und mein Leſer würde es mir nicht verzeihen, wenn ich ihm daſſelbe verſagte. Wenn ich von meinem Leſer rede, ſo verſtehe ich die Leſerin auch darunter; und wenn ich Spöttern glauben ſoll, ſo würde mir dieſe es ſpäter verzeihen als jener, denn ſie ſagen, die Weiber wollen lieber man rede ſchlimmes von ihnen als gar nicht. Ob dieſes wahr ſey oder nicht, das weiß ich eben nicht.

Ich werde indeſſen nicht meine eigene Gedanken über dieſen reizenden Gegenſtand mittheilen. Ich werde das Vergnügen haben mich mit ihm durch einen dritten Mann zu unterhalten, der ihn beſſer und auf eine angenehmere Art darüber erbauen wird, als ich es immer thun könnte. Ein feuriger Liebhaber iſt immer beredter, und hat allezeit mehr Recht zu gefallen als ein trokener Philoſophe. Mein Leſer verliert alſo nichts wenn ich meinem glüklichen Freunde meine Stelle überlaſſe, in einer Gelegenheit da er weit tüchtiger dazu iſt als ich.

Werthester Freund!

Sie beklagen ſich, daß ich Ihnen ſo lange nicht geſchrieben. Sie haben Recht. Indeſſen werden Sie mich leicht entſchuldigen, wenn ich ihnen ſage, daß die Liebe allein vermögend geweſen mich nachläßig zu machen.

Wenn

Wenn Sie erfahren werden wie glüklich ich bin, ſo werden Sie vor Freuden leicht alle ihre Klagen über mich vergeſſen, und auf nichts gedenken als mir Glük zu wünſchen. Nehmen Sie. Leſen Sie. Sie nennen ihren Freund nicht ſelten den Enthuſiaſten, und ihren lieben Schwärmer. Die mitkommenden Stüke werden Ihnen ein noch gröſſers Recht dazu geben. Ich erlaube Ihnen gerne mich immer alſo zu nennen, wenn Sie nur fortfahren mich beſtändig zu lieben. Ich werde nie aufhören zu ſeyn

F... den 10. Horn.
1755.

Ihr aufrichtiger und glüklicher Freund von ***.

Die

*************†*************

„Die Wünſche.

Entflamme, begeiſtre mich, Venus Uranie, du die ſelbſt in meine zärtliche Seele die feurigen Triebe zu dem, was Schöne und was Vollkommen iſt, hineingegoſſen hat. Ich will das Bild ſchildern, welches du mir oft in ſtillen einſamen Abendſtunden vorgeſtellet, wenn mein wünſchendes Herz in angenehmen Beklemmungen dir ſeine Leiden eröfnet, und dich um eine tugendhafte Geliebte angeflehet hat.

Schon viele Jahre ſind verfloſſen, daß meine forſchenden Blike unter den blühenden Truppen der Antiochierinnen, dieſes mit Unſchuld, Tugend und dem göttlichen Saamen der Weisheit ausgeſchmükte Mägdgen geſuchet hat. Allein umſonſt. Allzuhart und allzu grauſam gegen mich verbirgſt du mir die Tugend, die geſchaffen iſt mein Herz zu

beglü-

beglüken, und meine Sehnſucht zu ſtillen. Denn die reizende Gegend, die der majeſtätiſche und liebliche Orontes durchſtrömet, iſt nicht völlig von dieſen edelſten Geſchenken der Gottheit, von tugendhaften zur edlern Liebe geſchaffnen Bewohnerinnen entblöſſet.

Wenn gleich alle Ueppigkeit und Ausgelaſſenheit mit gebieteriſcher Unverſchämtheit in unſern Vorſtädten thronen, wenn gleich das Laſter mit aufgeſtrektem Haupte in unſern Gaſſen herrſchet, wenn gleich die ſcheue Tugend ſich kaum mehr bliken läßt; ſo hat ſie doch noch Herzen, die ſie vor der allgemeinen Verderbniß wie eine zarte Pflanze vor den Nordwinden bewahret, und die ſie ſich zu reinen und heiligen Tempeln auserſehen. Und wenn auch unſer unglükſeliger Himmelsſtrich alles Reizes der Unſchuld beraubet ſeyn ſollte, ſo zeige mir denſelben, ſo zeige mir dein himmliſches Werk in entfernten Zonen, unter einem ſeligern Himmel. Es iſt kein Weg ſo gefährlich, es iſt

kein

kein Land ſo entfernet, der raubbegierige Spanier und der geizige Holländer erſchiffen dieſelben, um Gold und Nahrungen der Laſter und der Ueppigkeit zu holen; welch eine Schande wäre es, wenn die Tugend und Unſchuld und die Reize der jugendlichen und feurigen liebenden Herzen zu entfernet wären.

Leite, o Göttin, meine Hand, indem ſie die Züge dieſes reizenden Bildes entwirft, und führe mich in die glükſeligen Gegenden, wo du es ſelbſt für dich, die Tugend, und deinen Liebling gebildet und erzogen haſt.

Sie blühet in einer untadelhaften Jugend. Alle ihre Züge drüken eine edle Einfalt und eine erhabene Unſchuld aus, die ihren eignen Werth eben ſo ſehr als den Unwerth der verderbten Welt zu verkennen ſcheint. Mit tauſend Eigenſchaften ausgeſchmüket, auf welche ſtolz ſie ſich über ihre undenkenden und eiteln Geſpielinnen erheben könnte, begegnet ſie denſelben mit einer Demuth, als

ob ſie zeigen wollte, wie weit ſie ſich von der Vollkommenheit, nach welcher ſie ſtrebet, entfernet weiß.

Ihre Einfalt und ihre Unſchuld ſind nicht wie einer blöden Agnes, deren Augen nichts ſagen, und deren Mund ſich nicht eröfnet, weil ihre Seele auch nicht einmal dumme Gedanken zeuget. Aus ihren geiſtvollen Augen leuchtet Verſtand, in ihren bedeutenden Mienen zeiget ſich Wiz, in ihren edeln Geberden Anſtändigkeit, und alles zuſammen verräth eine Seele, die zu edeln Empfindungen aufgeleget iſt.

Wenn die milde Natur ihr auch den allerſchönſten Körper mitgetheilt hätte, ſo würde ſie ſich dennoch ſchämen, wenn nicht ihre edle Seele denſelben weit übertreffen ſollte. Schon in den erſten Jahren ihrer Kindheit hat ihre weiſe und verſtändige Mutter ihr dieſe Lehre tief in ihr zartes und gelehriges Herz eingepräget: Tochter! In deinem Leibe wohnet etwas das edler iſt als er; durch

die-

dieſes biſt du der Gottheit, wie durch ihn dem Nichts verwandt. Daſſelbe iſt aller deiner Sorge würdig; nachdem du es anbaueſt wirſt du glüklich oder unglüklich ſeyn. Dieſe weiſe Mutter, ihrer erhabnen Lehre und ihrer Pflicht eingedenk, hat das biegſame Herz der ihrer Sorgfalt allzu würdigen Tochter ſelbſt in den Jahren, die man am mindſten der Aufmerkſamkeit würdig glaubt, gebildet. Sie hat die noch zarten Empfindungen mit kluger und geſchikter Hand bearbeitet, und ihnen den glükſeligen Schwung gegeben, welcher der natürlichen Unart entgegengeſezt iſt, und durch den man ſich und andere glükſelig machet.

Den Eigenwillen, der in den jungen Herzen die ſtärkſte und die gefährlichſte Neigung iſt, hat ſie ihr mit der liebreichſten und zärtlichſten Sorge benommen, und ſie frühe gewöhnet zu ſehen und zu ertragen, daß meiſtentheils das Gegentheil von demjenigen geſchieht was wir wünſchen. Nun iſt

ſie ſo glüklich allezeit erfreuet zu ſeyn, wenn ihre Wünſche erfüllet werden, und niemals murriſch wenn ihr der Himmel dieſen Vortheil verſaget.

Ihre Eitelkeit hat ſie nicht beſſer zu hemmen gewuſt, als daß ſie den edeln Trieb ſich vollkommen zu machen und ſich hervorzuthun, auf groſſe und des Adels ihrer Seele würdige Gegenſtände gewendet, und ſie dasjenige verachten gelehret, was kleine Seelen ſo groß dünkt. Sie zeigte ihr daß Schönheit ohne Sitten, Wiz ohne Verſtand, und Reichthümer ohne die Kunſt ſie zu gebrauchen, nicht nur unſern Werth nicht erhöben, ſondern ihn vielmehr ſchmälern. Darum iſt dieſes göttliche Mädgen unter den Häßlichen niemals ſtolz, unter den Dummen niemals einbildiſch, und gegen die ſo ihm an Reichthum nachgeben, allezeit demüthiger als gegen die Reichen.

Sie hat nicht Urſache jemanden zu beneiden, und da ſie die Vortheile, womit ſie die Natur und ihr Fleiß ausgeſchmüket, gebrauchet als ob

ſie

ſie nicht ihr eigen wären, ſo wird ſie auch von niemand beneidet. Sie hat allzu viel eigne Vollkommenheiten, die ſie täglich zu erhöhen bemühet iſt, als daß ihr Wiz an den Fehlern ihrer Nächſten eine Nahrung fände, die ihr Vergnügen bringen könnte. Scharfſichtig genug dieſelben zu bemerken, ziehet ſie für ſich Lehren und Gründe zur Behutſamkeit daraus, und in freundſchaftlichen Unterredungen glaubt ſie ſich erlaubet, ſie zu der Erbauung ihres Nächſten zu bemerken. Allein ſie fliehet ärger als das Gift alle Spötterey und alle Spiegelung des Wizes; wobey der Nächſte, den die Menſchlichkeit bemitleiden ſollte, das Opfer der Bösartigkeit und des Neides wird. Dieſes erwirbt ihr die allgemeine Liebe und Hochachtung, und da niemand ihren Wiz, ſo fein er auch iſt, fürchtet, ſo wird dieſe ſo gefährliche Vollkoṁenheit, die andern die halbe Welt zum Feinde machet, ihr ein Werkzeug die Freundſchaft von jedermann zu erwerben. Niemand fürchtet ſie als der hirnloſe Stuzer, deſſen gedankenloſe wizigen Einfälle

vor den ihren ſchmelzen, wie der Schnee von den ſanften Influenzen des Frühlings.

So gelinde ſie für ihren Nächſten iſt, ſo ſcharf iſt ſie gegen ſich ſelbſten. Der kleinſte Fehler ärgert und demüthigt ſie mehr als andere ein Verbrechen. Ihr feines Gefühl findet in ihren geheimeſten Trieben Regungen, die ihr Mißvergnügen und Unruhe erweken, weil ihre Tugend dadurch unvollkommen iſt.

Sie hat ein ſichers natürliches moraliſches Gefühl von dem was Recht und Unrecht iſt; und hat es noch durch das Licht der aus den Schriften der Weiſen, und noch mehr aus dem Munde ihrer vortrefflichen Mutter geſchöpften Weisheit erhoben und erweitert.

Den Schöpfer hält ſie für den erſten, für den urſprünglichen Gegenſtand ihrer Pflichten. Sie glaubet alle ihre Triebe, alle ihre Empfindungen ſollen ihm geheiligt, ſollen durch den Gedanken

von ihm erhöhet seyn. Indeſſen iſt ſie ſo ferne von aller ſchwärmeriſchen Scheinheiligkeit als von einer lauen Gleichgültigkeit. Sie beſuchet nicht die unheiligen Verſammlungen der falſchen Heiligen, und keine hochmüthige Betſchweſter betritt ihre Thürſchwelle. Sie kennet die Schwäche ihres Eifers, ſie empfindet die Mängel ihres Glaubens, und glaubt chriſtlich es ſey ihre Pflicht die irrenden Brüder und Schweſtern zu ertragen, nicht ſich von denſelben abzuſondern. Sie weiß, daß der GOtt den ſie verehret die Liebe des Nächſten, als die erſte Pflicht nach ſeiner Ehre, von den Sterblichen fodert, und ihr edles Herz iſt von Natur ſchon genug zu dieſer ſchönen Tugend geneigt. Kein Augenblik iſt ihr koſtbarer als der ſo ihr eine Gelegenheit zu der Ausübung derſelben an die Hand giebt.

Gegen ihre Eltern iſt ſie ein wolgeartetes und verträgliches Kind; ſie ſezet ihre Vergnügungen

dem Willen derſelben nach; ſie opfert ihnen ihren Geſchmak auf, und iſt niemals freudiger als wenn ihr Gehorſam gegen dieſelben einen Sieg über ihre eigenen Neigungen erhält.

In der Freundſchaft iſt ſie ein Muſter der Gefälligkeit und der Aufrichtigkeit, und ſie hat die Klugheit gehabt, nur ſolche Freundinnen zu wählen, gegen die ſie ohne die Gefahr verderbet zu werden aufrichtig ſeyn kann.

Ihr Umgang iſt lehrreich eben ſo ſehr durch ihr Beyſpiel als durch ihre klugen Reden, und angenehm durch ihre Reize, die alles was ſie ſagt und was ſie thut begleiten. Dieſe flieſſen aus der ächten Schönheit ihres Geiſtes und aus der ungeheuchelten Güte ihres Herzens.

Dieſe leztere zeiget ſie inſonderheit gegen die Unglükſeligen und Bedürftigen. Einen ziemlichen Theil derjenigen Gelder, die man ihr zu ihren Vergnügen und kleinen Ausgaben ausgeſezet, brau-

chet

chet ſie die Schmerzen und die Bedürfniſſe derſelben zu heben; und keine Pflicht hat für ihre zärtliche Seele ſo empfindliche Reize.

Ihre Gefälligkeit gegen ihren Nächſten iſt keine Würkung einer gezwungenen Höflichkeit. Sie iſt ein Ausfluß ihrer edeln Sinnesart, die ihr Vergnügen in anderer Vergnügen ſuchet. Sie iſt auch keine blinde unverſtändige Nachahmung wo das Begehren der Geſellſchaft aufhöret billig oder anſtändig zu ſeyn.

Gegen dem geringern und ſchwächern iſt ſie liebreich. Sie thut alles ihm das Gefühl ſeiner Niedrigkeit zu erleichtern. Die Vortheile, die ihr die Natur und die Vorſehung mitgetheilet haben, würden ihr zur Laſt werden, wenn der Mißbrauch oder die Spieglung davon ihrem Nächſten Mißvergnügen erweken ſollten.

Wen das Alter, die Würde, und Verdienſte über ſie erheben, gegen dieſen hat ſie die tiefſte

Ehrerbietung, und wer ihr gleich iſt, für den hat ſie eine Achtung und eine Höflichkeit, die der Ehrerbietung beykömmt.

Sie weiß die Ehrforcht, die man ihrem Geſchlechte ſchuldig iſt, gegen den unverſchämten und einbildiſchen Stuzer zu behaupten, und ohne die Perſon einer kahlen Spröden zu ſpielen hält ſie den jungen Herrn in den Schranken der Anſtändigkeit in ſeinen Reden.

Ihr Geiſt iſt allzu fein und allzu wol gebildet, daß ein glüklicher und wolgewählter Scherz und ein aufgewekter Einfall ihr mißfallen ſollten. Sie gähnet nicht bey den erhabenen Reden eines Weiſen, allein ſie ärgert ſich auch nicht bey den muntern Einfällen eines Jünglings. Wielands und Bodmers erhabne Gedichte ſind die liebſte Nahrung ihres Geiſtes, aber in freudigen Augenbliken lieſt ſie mit eben ſo vielem Vergnügen deinen unvergleichlichen Dafnis, ſchäzbarer Gesner.

Das

Das Romanenhafte in dem Umgange haſſet ſie eben ſo ſehr als die Leſung dieſer geiſt- und herzenverderbender Bücher. Ihr edles Herz iſt für die Liebe gebildet, aber ſie förchtet dieſelbe mehr als alle andern Gefahren des Lebens zuſammen. Wie ſollte ſie es nicht thun, da das verderbte Herz des Jünglings nur auf die Unſchuld des einfältigen und ſichern Mädgens lauert, oder nach nichts trachtet als daſſelbe zu einem Opfer ſeines Eigennuzens und ſeines Ehrgeizes zu machen?

Wo iſt der Jüngling der ihrer würdig ſey? und das Herz das verdiene mit dem ihrigen in eines gewebt zu werden?

O Göttinn! täglich flehet dich meine ſehnende Seele an meine Triebe vollkommner zu machen, meine Fehler zu tilgen, und meine ſchwache Tugend des Beſizes einer ſolchen göttlichen Geliebten würdig zu machen. Niemals wiegen die vielfachen Mängel, die mich entzieren,

meinem bangen Gemüthe ſchwerer, als wenn es betrachtet, wie weit es noch von der Würdigkeit entfernet ſey, die ihm ein Recht auf das Herz deiner himmliſchen Tochter geben könnte; und wenn man mich in einſamen Oertern melancholiſch herumirren ſiehet, ſo iſt es nur weil ich mit mir ſelbſt unzufrieden unter der Laſt meiner Unvollkommenheiten und den Qualen meines ſehnenden Herzens beynahe erlige.

„ Die Hofnung.

Ich habe ſie gefunden, o Göttinn, ich habe ſie gefunden. Nicht umſonſt hat ſich mein Herz allzeit wieder nach denen glükſeligen Gegenden geſehnet, wo die göttliche Weisheit ihren Siz aufgeſchlagen; wo ſie die Tugend und die Unſchuld der verderbten Welt, bewundert, aber nicht gefolget, anpreiſet; denn daſelbſt wohnet dieſes göttliche Mädgen. Daſelbſt bringet es unter deiner ſorgfältigen Aufſicht ſeine unſchuldige Jugend zu, von dir zu der Tugend und zu der himmliſchen Liebe gebildet.

Nicht umſonſt brannte mein Herz von Verlangen den reizenden Ort wieder zu ſehen, wo der erhabene R** mir in meiner zarteſten Jugend die Liebe zur Wahrheit und zur Weisheit eingeflöſſet: Denn daſelbſt ſollte ich Elmiren das erſte mal ſehn. Daſelbſt ſollte mein zärtliches Herz von

ihren

ihren ſanften einnehmenden Bliken in Flammen geſezet werden, die niemals erlöſchen ſollen. Erlaube mir, Göttinn, dir meine Freude, meine Entzükung zu erzehlen, und auch dir meine Schmerzen und meine Furcht anzuvertrauen.

Es war an einem rauſchenden Freudenfeſte, als meine Augen zum erſtenmal die reizende Elmire erblikten. Ein glüklicher Zufall, oder vielmehr du ſelbſt, o Göttinn, hatteſt mir das Glük beſtimmet ſie in die Geſellſchaft zu begleiten, von der ſie die Krone und die Zierde ſeyn ſollte. Noch izt zittert mein empfindliches Herz, wenn es an dieſen glükſeligen Augenblik denket, wenn es ſich vorſtellet, was es damals empfunden, als es das erſtemal Elmirens beſcheidene Schönheit erblikete, als es die erſten ſüſſen Töne von ihrem liebreichen Munde vernam.

Sey mir geſegnet, ſchönſter Augenblik meines Lebens. Ewig, ewig ſollſt du meinem zärtlichen Gemüthe gegenwärtig bleiben. Ewig ſollſt du es

mit

mit einem Vergnügen rühren das dem Schmerzen ſo nahe iſt.

Ich kann mir ſelbſt noch nicht vorſtellen, wie ich mich mit Elmiren in der freudigen Verſammlung fand, in welcher mich nichts mehr rührte und nichts mehr ſchön dünkte. Ich verglich alles mit Elmiren. Eine ganze Schaar blühender Mädgen, ſchöner als der lieblichſte Frühling, bemüheten ſich zu gefallen und ſchön zu ſcheinen. Ich bemerkete nur Elmiren, die von dem Ehrgeize zu gefallen ſo weit entfernt war, ſo ſehr die andern davon brannten. So verbirgt ſich in einem Blumengarten eine ſchöne und lieblich riechende Roſe zwiſchen Blättern, indem nicht ſo edle aber mehr ſchimmernde Blumen ihre Häupter vermeſſen hervorſtreken.

Welch ein ſchöner Abend war dieſes nicht für mich, und welche angenehme aber allzukurze Tage folgeten nicht darauf. Elmiren täglich ſehn, ſie täglich ſprechen, ſie täglich bewundern, welch ein beneidungswürdiges Geſchike? Warum ſollteſt du

ſo kurz dauern, und warum muſte ein allzu ſtrenger Befehl des gütigſten Fürſten mich zurükeberufen, ehe ich noch Elmiren geſtehen durfte daß ich ſie liebte, daß ſie allein mein Glük vollkommen machen könnte, und daß ohne ſie mein Herz verdammet wäre beſtändig zu ſchmachten! Vielleicht haſt du mich nicht ohne Abſichten von ihr abſondern wollen, o Göttinn! Vielleicht macheſt du aus dieſer Abſonderung ſelbſt ein Mittel zu meinem Glük. Oder haſt du mich beſtimmet unglükſelig zu ſeyn? Es geſchehe was mir die Vorſehung zugedacht hat.

Ich will indeſſen mein Herz mit der Betrachtung meiner reizenden Elmire erquiken, und mein Gemüthe mit der Ueberdenkung eines Glükes beluſtigen, das vielleicht für einen andern als für mich beſtim̃et iſt. - - Aber dieſen traurigen Gedanken will ich weit von mir wegbannen. Du ſelbſt, o Göttin, hebe ihn aus meinem Herzen, und befreye es von allen trüben Gedanken, da es ſich von Elmiren unterhalten will.

Ich ſehe ſie nun, wie ſie an dem Ufer der ſanften Pleiſſe in unſchuldigem Vergnügen einhergeht. Welch eine Sittſamkeit herrſchet nicht in allen ihren Gebährden! welch eine Schamhaftigkeit in ihren Bliken! welch ein Wolſtand in ihren Minen? Welch ein Wiz, welch ein Verſtand leuchtet aus allem hervor! Nein ich betriege mich nicht. Es exiſtieret keine ſchönere Seele. Die lieblichſte, die vollkommenſte Tugend blühet ſchon in dieſem zarten Herzen, und verſpricht die edelſten, die erhabenſten Früchte. Glükſelig derjenige, der dieſelben ſehen wird. Noch glükſeliger derjenige, welcher zu dem Beſize, zu dem Genuſſe derſelben beſtimmet iſt. Der Himmel hat auf dieſer Erde kein ſchäzbarers Gut, womit er die reinſte und die erhabenſte Tugend belohnen könnte.

Welche ſchöne Tage ſtehen nicht dir bevor, allzu glükſeliger Sterblicher, deſſen Tage mit Elmirens Tagen verwebt ſeyn ſollen! Stehe mir bey, o Göttinn, dieſe reizende Ausſicht in Zeiten zu ſchildern, die noch nicht ſind, und die ſich

die glüklichſte Einbildungskraft ſo ſchön nicht vorſtellen kann, als ſie es in der That ſeyn werden.

An Elmirens Seite die Wanderſchaft zübringen, zu der wir auf dieſer flüchtigen Erde beſtimmet ſind, welch ein himmliſches Loos? Und wenn das Schikſal dich durch lauter unwegſame, einſame, und fürchterliche Pfade, in ſchreklichen Wildniſſen und Einöden führen ſollte; du würdeſt auf deiner Reiſe ein lebhafters und höhers Vergnügen genieſſen, als ohne ſie in den lachenden Gärten Elyſiens. Ein Blik von ihr, eines von ihren ſüſſen Worten, iſt mächtig genug alle trüben Wolken deines Gemüthes zu zerſtreuen, die Unruhe aus deinem Herzen zu verbannen, und Licht und Ordnung darinnen zu erſchaffen.

Wie ſchöne werden nicht deine ſeligen Tage dahinſtrömen? Ein jeder entſtehnder Morgen wird dir lieblicher lächeln. Ein jeder Tag wird dir neue Freude gebähren. Du wirſt mit Unwillen das Haus verlaſſen, wo deine unvergleichliche Freundin mit dir wohnet, und wirſt

mit

mit einer brünſtigen Sehnſucht der Stunde entgegen ſehen, da du von Geſchäſten befreyet, dahin zurükkehren kannſt, wo du nichts als Ordnung und Vergnügen finden wirſt. Deinem glükſeligen Hauſe wird kein Haus in der Stadt gleichen. Frieden, Seegen, und himmliſches Vergnügen werden darauf ruhen. Die Tugend wird ihren Wohnplaz darinnen aufſchlagen, und die Weisheit wird ihr göttliches Licht darinnen leuchten laſſen.

Inmittelſt daß du das Wol des Staates zu beſorgen, das Reich der Wahrheit und der Tugend auszubreiten, oder die Schäze, die dir deine Voreltern hinterlaſſen, auf eine erlaubte Art zu vermehren beſchäſtiget biſt, ſorget Elmire mit mütterlicher Wachſamkeit für die Erhaltung deines Hausweſens, und übet im Kleinen die Tugenden einer weiſen Regentinn aus; dem Scheine nach mit einer unedeln Sorge beladen, in der That aber, und in der Art wie ſie dieſelbe ausübet, eben ſo groß und ſo wichtig als die deinen.

Derſelbige Verſtand, der die Ordnung und die Richtigkeit in einer Familie unterhält, würde das gleiche in einem Staate zu Stande bringen, wenn ihm die Vorſehung eine ſolche Stelle angewieſen hätte.

In denjenigen Stunden da du von Geſchäften frey dich mit Elmiren unterhältſt, wird ihre Weisheit und ihr Verſtand deine Seele erlaben, und wenn ſchon deine Gelehrtheit und deine Erfahrung dir unendliche Vortheile über dieſelben geben, ſo wird ſie dich doch manches lehren, das die milde Natur der ſtolzen Unachtſamkeit der Philoſophen verborgen, und davon ſie die Erkenntniß in die edeln Seelen ihrer Lieblinge hinein gegoſſen hat.

Sie wird dich lehren dein wildes Feuer mäſſigen, deinen Ehrgeiz zähmen, und deinen Begierden Schranken ſezen, ohne welche du das wahre Glük immer verfehlen würdeſt. Deine Tugend wird von ihrer ſanften Tugend eine Gelindigkeit entlehnen, die ſie weit lieblicher und

weit einnehmender machen wird, und dein Geiſt wird von dem ihrigen eine Feinheit und eine Delicateſſe entlehnen, die dir eine Quelle unzählicher angenehmer Empfindungen werden wird.

Eure edelſte und angenehmſte gemeinſchaftliche Beſchäftigung wird ſeyn eure Tugenden auf die reizenden Früchte eurer Liebe fortzupflanzen. Ihr werdet mit einer Freude, die nur gefühlet und nicht beſchrieben werden kann, euch ſelbſt in euch gleichen Söhnen und Töchtern wieder ſehen; und die unſchuldigen Tage eurer blühenden Jugend in ihren freudigen Scherzen wieder genieſſen:

In einer göttlichen Tochter, welche für die Tugend und die himmliſchen Empfindungen der reinen Liebe aufblühet, wirſt du Elmiren wieder bewundern und gedoppelt lieben. Elmire wird bey der heranwachſenden männlichen Tugend und Weisheit eines deiner würdigen Sohnes vor Freuden zerflieſſen, dich mit einem ſolchen Geſchenke beglüket zu haben. Euer Mitbürger wird

nicht wiſſen, ob er euch wegen des Glükes, das ihr in euch ſelbſt, oder wegen desjenign das ihr in euren Kindern findet, mehr bewundern und ſelig preiſen ſoll. Euer Alter wird eben ſo glüklich ſeyn als eure Jugend, weil dieſe tugendhaft geweſen. In weniger lebhaften, aber ruhigen, reuloſen, und vergnüglichen Empfindungen wird es dahin flieſſen, bis es ſich in den weiten Schlund ungefühlt verlieret, der endlich alles verſchlinget.

Welch ein himmliſches Glük habe ich nicht beſchrieben, o Göttinn! Möchte es mir beſtimmet ſeyn! Möchte ich es verdienen! Erhebe, adle meine Triebe. Entflamme meine Seele mit mächtiger Innbrunſt zur himmliſchen Tugend! Mache daß ſie eben ſo ſehr gegen dieſelbe als gegen Elmiren brenne; entzünde in Elmiren die ſanften Triebe der edlern Liebe. Wende ihr ſchönes Herz auf mich. Zernichte ihre Gleichgültigkeit, und wie ſie mich ehmals floh, ſo mache daß ſie nun

wünſche

wünſche mich um ſich zu haben; daß ſie. — — Doch ſind meine Wünſche nicht zu verwegen? Richte ſelbſt, o Göttinn — — — und da Elmirens Herz allein der Preis der reinſten Tugend iſt, ſo ſchenke mir erſt die Tugend, und dann Elmiren.

* * * * * * * * * * * * * * * *

„Der Beſiz.

Ich bin glükſelig, o Göttinn! Ich bin der glükſeligſte von allen Sterblichen. Elmire die liebenswürdige Elmire ist die meinige. Die eifrigſten, die feurigſten meiner Wünſche ſind erfüllet. Ich habe nichts mehr zu wünſchen. Sie bekrönet meine zärtlichen Triebe mit der aufrichtigſten, mit der reinſten Gegenliebe. Die Harmonie, welche die Glükſeligkeit zweyer Herzen machet, machet unſre zwo Seelen zu einer einzigen. Wir ſind auf dem Gipfel der Glükſeligkeit. Schon hat der ſegnende Prieſter die heiligen Worte über uns geſprochen, die uns unſern beyderſeitigen Beſiz auf ewig verſichern. Kein Unfall, keine Hinderniſſe; Neid, Mißgunſt und alle Bosheit der Welt ſind nicht mehr vermögend unſer glükſeliges Band zu trennen. Unſre Freude iſt auf dem höchſten Grade, und unter allen Weltbürgern iſt keiner mit dem

wir

wir unſer Schikſal vertauſchen wollten. Cäſar mag den Weltkreis beſizen; er reizet unſern Neid nicht; * wir beſizen mehr; wir beſizen was wir lieben. Ja wir getrauen uns beynahe, wie Epikur, es in dieſem Punkte mit den unſterblichen Bewohnern des Himmels aufzunehmen.

Aber, o Göttinn, reiſſet mich nicht mein ſchwärmendes Herz allzuweit dahin? Verblende ich mich nicht ſelbſt muthwilliger Weiſe? Vielleicht iſt alles nur ein ſchöner Traum, und mein einfältiges Herz täuſchet ſich mit Verſprechungen davon die glänzenden Bilder nur allzu bald verſchwinden werden. Iſt denn kein Vergnügen auf der Erde rein, und von banger Furcht unvermiſchet? Ich zittre wenn ich an das Urtheil gedenke das die Welt über unſre Entzükungen fället. Alles dieſes, ſagt ſie, iſt gut und ſchöne. Aber dieſe Freude wird nicht lange dauern. Laßt die Flitterwochen vorbeyrauſchen.

* Let Caeſar have the World, if Marcia's mine. Juba beym Addiſon.

Wir ſchenken euch ſo gar Flitterjahre. Sie werden gar zu frühe ein Ende nehmen, und es wird ſich alles, auch das Angedenken dieſer ſchönen Zeiten, verlieren.

Traurige Prophezeyung, die mich bis in das Innerſte meiner Seele betrübet! Iſt denn dieſes das unvermeidliche Schikſal der Liebenden daß ſie einander gleichgültig werden ſollen? Und iſt es nicht möglich demſelben zu entgehn? Sind dieſes die ewigen Geſeze der Natur, und iſt ſie eine ſo grauſame Mutter, daß ſie uns ihr ſchönſtes Geſchenk nur ſo lange gönnet als es nöthig iſt daß uns der Verluſt davon unglüklich mache? Ich bin ſo ungerecht nicht dieſelbe einer ſolchen Härtigkeit anzuklagen.

Ich glaube indeſſen gar gerne, dieſe feurigen, dieſe lebhaften Triebe, die man bey einer entſtehenden Leidenſchaft und bey dem erſten Beſiz deſſen was man liebt empfindet, verlieren und ſchwächen ſich nach und nach. Wir kommen in ein Alter und in eine Verfaſſung, da unſer Gemüthe mit

ganz

ganz andern Neigungen und mit höhern Pflichten beſchäftigt iſt. So feurige, ſo unruhige Triebe würden die Hinderniſſe davon ſeyn; ſie wären nicht mehr in der Ordnung. Aber deswegen verliert ſich die wahre Liebe nicht, oder wenn es geſchieht ſo iſt es durch die eigne Schuld der Unglüklichen. Sie ändert nur ihre Natur. Sie verwandelt ſich in eine vollkommnere und ruhigere Neigung. Sie wird Freundſchaft, und ſie bleibt eine eben ſo enge Gemeinſchaft der Glükſeligkeit der Liebenden. Gefälligkeit, Zärtlichkeit, Treue, alles was zur Glükſeligkeit zweyer Herzen nöthig iſt, bleibet. Nur die flatterhaften Triebe, das Kindiſche, das Sinnliche der Liebe entfliehet mit flüchtigen Schwingen.

Wenn dieſe Vergnügungen das einzige geweſen ſind das Liebende bey einander geſuchet und gefunden, ſo folget auf ein kurzes Vergnügen ein langes trauriges Leben. Iſt aber ihre Liebe auf etwas weſentlichers, auf dasjenige was der Grund einer wahren und edeln Freundſchaft ſeyn ſoll,

auf Verſtand, Tugend und ein gutes Gemüthe gegründet, ſo kann ſie ſich niemals verlieren, ſie wird immer feſter und dauerhafter. Sie nimmt zwar an Glanze ab, und wirft nicht mehr ſo helle Flammen von ſich; allein ſie wird täglich feiner, reiner, und vollkommener; und jede Vermehrung unſerer Tugend und unſerer Vollkommenheit, wird eine Nahrung der edelſten Triebe, die Liebende beglükſeligen.

Ich bin alſo ruhig, o Göttinn! Elmire und ich, wir haben das Schikſal thörichter und eigennüziger Liebenden nicht zu förchten. Unſere Vereinigung ruhet auf allzu feſten, auf unzerſtörbaren Gründen. Verderbniß, Eitelkeit, und Leichtſinn ſind zu ſchwach derſelben etwas abzugewinnen. Ein Werk das du ſelbſt angefangen, das die Klugheit geführet, und die Weisheit vollendet, ſollte es auch den wütendſten Stürmen der mächtigſten Feinde nicht widerſtehen können? Sollte ich nicht mit eben der Zuverſicht und eben der Wahrheit, wie die

zärtliche und fühlende Singer zu ihrem theuern Rowe ſagte, zu Elmiren ſagen können:

Dich, dich liebet mein Herz, ſo lange der Odem mir bleibet;
Und empfind ich auf mir die eiskalte Hand des Todes,
Wann izt mein Herz mir ſtehet, und alle Sinnen mir fehlen,
Schließ ich dein Bild in meine brechenden Augen und ſeufze
Deinen theuern Namen; dann leg ich mich nieder und ſterbe.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Die Geſellſchaftlichkeit, und die Ergezlichkeiten.

Das menſchliche Herz wird von einem unwiderſtehlichen Hange zu dem Vergnügen und zu den angenehmen Empfindungen beherrſchet. Dieſe Neigung wird von der Natur nicht nur nicht mißbilliget, ſondern ſie iſt das einzige Triebrad, womit ſie uns zu der Erfüllung ihrer weiſen Abſichten beweget. Dieſe gütige und milde Mutter und Regentinn hat mit allen unſern Bewegungen, mit allen unſern Begierden, mit allen unſern Gedanken, die der Ordnung gemäß ſind, folglich mit der Erfüllung einer jeden Pflicht, einen gewiſſen Grad von Vergnügen und Wolluſt verknüpfet, und ein jedes Gefühl unſers Daſeyns würde für uns eine Quelle von Vergnügen ſeyn, wenn nicht unſere eigne, oder unſerer Voreltern, oder unſerer

verderb-

verderbten Nebenmenſchen, Unmäßigkeit und Unbedachtſamkeit, in unſerm Körper und in unſerer Seele die Ordnung der Gedanken und der Bewegungen ſtöreten.

Inſonderheit hat die Natur auf den geſellſchaftlichen Umgang der Menſchen eine Süßigkeit und eine Annehmlichkeit gegoſſen, die demſelben den Rang eines der vornehmſten Güter geben, durch welche ſie ihre Lieblinge beglükſeligen wollen. Die Liebe, der ſchönſte und edelſte Trieb der menſchlichen Seele, kann ſich nicht anderſt äuſſern als in der Geſellſchaft. Das Vergnügen, das einer aus dem Vergnügen des andern empfindet, iſt das zärtlichſte und das reineſte in unſerer Seele; ich füge hinzu, auch das lebhafteſte, wenn noch keine unglükſeligen Leidenſchaften die Macht derſelben ſchwächen, und alles unſer Gefühl auf uns allein kehren.

Durch den geſellſchaftlichen Umgang vervielfachet ſich ein jedes Gut einer beſondern Perſon,

und wird für alle Mitglieder der Geſellſchaft auch zu einem ſolchen. Die beſondere Freude eines jeden wird eine allgemeine; und es iſt ganz natürlich, daß die Menſchen ſich bey freudigen Anläſſen verſammeln, und durch alle Arten von Ausbrüchen der Freude und der Zufriedenheit die Begebenheiten feiern, die allen oder einem insbeſondre ausnehmend vorteilhaft ſind.

Wenn wir die Geſchichtbücher der Völker durchgehen, ſo werden wir finden, daß dieſes der Urſprung der Luſtbarkeiten und der feierlichen Verſammlungen geweſen. Die Erndte, die Weinleſe, und andere Zeitpunkten, in welchen die Menſchen aus den Händen der milden Natur die Gutthaten derſelben empfiengen, waren auch diejenigen, da ſie ihre freudigen Zuſammenkünfte hielten, und durch Tänze, Muſik, angenehme Geſpräche, und Gaſtmähler, einander ihr Vergnügen über ihr gemeinſchaftliches Wol bezeugeten. Die glükſeligen Begebenheiten beſonderer

Familien,

Familien, die Heyrathen junger Verliebten, die Geburt künftiger Erben, die Beförderung würdiger Verwandten; wurden von ihnen auf die gleiche Art gefeiert; und was konnte der Menschheit würdiger ſeyn als ſolche Feſte, die nichts als Liebe beſeelete.

Nachdem die Menſchen ſich in den bürgerlichen Geſellſchaften nach und nach mehr Bequemlichkeit und Muſſe, und einen feinern Geſchmak erworben, ſo wuchs mit den Anläſſen der Luſtbarkeiten auch die Vollkommenheit davon. Die Weiſeſten und diejenigen, die in der Einrichtung ihrer Staaten gewiſſe beſondere Tugenden, die ſie ihren Bürgern beybringen wollten, zur Abſicht gehabt haben, richteten ihre Feſte auf eine dazu bequeme Art ein. Daher beſtuhnden die gröſten Feierlichkeiten der Griechen in Wettſtreiten von allen Arten, durch welche ſie zu den kriegeriſchen Tugenden angefeuert und tüchtig gemacht wurden. Dieſe Feierlichkeiten waren auch der Freundſchaft

und

und der Vereinigung der Völker geheiliget, wie in Griechenland unter andern die olympiſchen Spiele, und in Italien die lateiniſchen Feiertage.

Die Mahlzeiten insbeſondre wurden von den meiſten alten Republikanern für ein Mittel angeſehen, wodurch die Bürger einander kennen und lieben lernen könnten. Die Lacedämonier gebrauchten ſie die Bürger zur Mäßigung zu gewöhnen, und die alten Germanen hielten, obgleich wahrſcheinlicher Weiſe, aus einem andern Grunde, auch ſehr viel viel davon.

Die gröſten Luſtbarkeiten der vornehmſten alten Republikaner, der Athener und der Römer, waren die Schauſpiele. Jene hatten theils aus Muthwillen, theils aus einer republikaniſchen Wuth eine groſſe Neigung zu dieſer Art Ergezlichkeiten. Der müſſige attiſche Pöbel ſah das Glük und den Wolſtand ſeiner reichen Mitbürger nicht ohne Neid und Mißgunſt an. Seine gröſte Neigung war zu Spöttereyen, und er wuſte

ſich

ſich nicht beſſer an dem Glüke ſeines Mitbürgers zu rächen, als ihn auf der öffentlichen Schaubühne lächerlich machen zu laſſen. Der Reiche, der lieber ausgeſpottet als verbannet ſeyn wollte, muſte ſich dazu bequemen, und ſich der Ausgelaſſenheit der alten Comödie gedultig unterwerfen. Auf der andern Seite gab der Haß der Tyranney, und die Liebe der Freyheit dieſem Volke eben ſo groſſen Geſchmak an der tragiſchen Schaubühne; und Athen genoß bey jedem Trauerſpiele, das einen unglüklichen Tyrannen vorſtellte, die Empfindungen der geretteten Freyheit. Die vielfachen Unglüksfälle der Familie des Lajus wurden für das attiſche Volk eine unverſiegliche Quelle von Vergnügen.

Das kriegeriſche Rom liebte eine andere Art von Schauſpielen, neben ſeinen ungereimten Frazen waren Gladiatoren, Thiergefechte, und dergleichen zur Grauſamkeit reizende Anblike die Gegenſtände, die ihm am meiſten Vergnügen erwekten. Die geſitteten Jünglinge, die zärtlichen Väter des be-

ſcheidenen Terenzen haben nie vermocht Rom ſo ſehr in Bewegung zu ſezen als ein Gladiator, oder ein ſeltſames fremdes Thier. Endlich wurden dieſe groſſen und mächtigen Städte zu völligen Sizen aller Arten von Ergezlichkeiten, Luſtbarkeiten und Schwelgerey. Nachdem ihre unordentlichen Ergezlichkeiten nach und nach unmäßig zugenommen, fiengen ſie an das ganze Leben nicht anders als ein Gewebe von Luſtbarkeiten anzuſehen, und wurden alſo auf den Grund verderbet.

Diejenigen Völker, welche die Länder der durch die Wolluſt und die Laſter entmannten Römer eingenommen, hätten eben ſowol ihre Luſtbarkeiten. Die Natur giebt allerorten dem gemeinen Manne den gleichen Hang zu den einfältigen Ergezlichkeiten. Der Adel hatte ſeine eignen an den Höfen, darunter die Turniere und Ritterſpiele nicht die geringſten waren. Es war eine Zeit da weiſe und zärtliche Dichter an den Höfen herumirreten, und durch die Lobgeſänge der Tugend, der Dapferkeit, und des Frauenzimmers die Freuden der

Fürſten

Fürſten und ihrer Hofleute beſeeleten und adelten. Die Barbarey und die Kriege vertrieben dieſelben, und mit ihnen die feinen Sitten und Empfindungen. * Doch blieben Tänze, Ritterſpiele, und prächtige Aufzüge immer die Luſtbarkeiten des Adels, in einer gröſſern oder geringern Vollkommenheit, nachdem es die Umſtände der Zeiten erlaubten.

Indeſſen ſchwang ſich Italien wieder aus der Barbarey. Rom, Venedig, und andere Städte lerneten mildere Sitten, und fiengen an ihre Luſtbarkeiten zu erhöhen, und das geſellſchaftliche Leben auf einen andern Fuß zu ſezen. Von ihnen nahm ein Volk, das gemachet iſt alles auf das höchſte zu treiben, das Exempel und den Geſchmak der Luſtbarkeiten, und ließ ſeine Lehrer weit hinter ſich. Es polierte ſich nach und nach, und

R 2 bracht

* Her Mars der riſet in dem Lande
Und hat verhert den Got Amur,
ſagt einer dieſer zärtlichen u. tugendhaften Dichter.

bracht endlich ein Syſtem von Geſellſchaftlichkeit und angenehmer Lebensart zu Stande, das den Beyfall aller Völker und auch den unſrigen erhalten hat. Denn was iſt ſchlimm, das wir nicht mit Vergnügen von unſern Nachbaren entlehnten?

Der Hauptgrundſaz dieſes Syſtems iſt, daß die Menſchen gebohren ſind geſellſchaftlich zu leben, das iſt, einander beſtändig die Zeit zu vertreiben; und daß je mehr Luſtbarkeiten man genoſſen, deſto beſſer habe man auch das Leben zugebracht. Daraus ziehet man die Folgen: Daß je mehr ein Menſch zu der Erhöhung und zum Genuſſe der Ergezlichkeiten beytrage, ſein Daſeyn auch für die Geſellſchaft von einem deſto gröſſern Werthe ſey; daß alle Geſchäfte und Pflichten, die uns von dieſer Geſellſchaftlichkeit abhalten, nur deſto ſchwerer und unerträglicher ſeyn, je mehr ſie uns in dieſem Stüke einſchränken; daß

man

man dieſelben hiemit ſo viel als möglich andern überlaſſen müſſe; daß jeder Tag, den man nicht in der Geſellſchaft zubringet, verlohren ſey, und daß man inſonderheit darum bekümmert ſeyn ſoll, wie man ſeine Luſtbarkeiten anordne, und einem jeden Tage ſeine beſondere Freude verſchaffe.

Dieſes Syſtem von Geſellſchaftlichkeit hat keinen geringen Schein; und unſere leichtſinnige Jugend nimmt es mit einem ſonderbaren Vergnügen an. Indeſſen iſt es in dem Grunde falſch und verderblich. Es entziehet einen groſſen Theil der Geſellſchaft ihren weſentlichen Pflichten; es erſäufet die Jugend in den Lüſten, es erniedrigt den Geiſt mit beſtändig gegenwärtigen kleinen und niedrigen Begriffen; es machet ihn für das wahre Groſſe unfühlbar, und da es dem Menſchen die Ehre in der Geſellſchaft ſich hervorzuthun als ſeine weſentliche Pflicht vorſtellet, ſo verliert er das Gefühl deſſen was er dem Staate, ſeiner Familie, und ſich ſelbſt ſchuldig iſt.

Es iſt nicht wahr, daß der Menſch nur in ſo fern das Leben genießt, als er es in den Luſtbarkeiten zubringt. Die Luſtbarkeiten hören auf es zu ſeyn, wenn man ſie beſtändig genieſt. Eine jede unſerer Pflichten, die wir erfüllen, iſt ein Genuß des Lebens, und iſt mit einem Vergnügen verknüpfet. Der gröſte Theil unſerer Zeit gehöret ihnen zu. Wenn wir in unſerer Jugend uns tüchtig machen wollen dem Staate zu dienen, wenn wir in dem Alter ihm würklich dienen wollen; wenn wir unſer Hausweſen wol beſorgen, unſere Kinder wol auferziehn, unſern Freunden wichtige Dienſte leiſten, und andere unſerer Pflichten im Ernſte erfüllen wollen, ſo werden wir gewiß nicht ſo viele Augenblike unſers Lebens leer finden, wir werden die meiſten mit einem eben ſo wahren Vergnügen anfüllen können, als wenn wir ſie in den rauſchendſten Ergezlichkeiten zubrächten.

Unſer

Unſer Leben ſoll ein Gewebe von Arbeiten ſeyn,* und die Luſtbarkeiten ſollen daſſelbe hier und da unterbrechen. Dieſes iſt der Zwek unſers groſſen Urhebers, der uns zum Nuzen und nicht zur Luſt in die Welt geſezet, welcher will daß wir gut, und ſeiner würdig, nicht daß wir verderbt ſeyn ſollen. Wir ſollen die Blühten des Lebens eben nicht verachten, wir ſollen ſie genieſſen, allein wir ſollen dabey immer betrachten, daß die Früchte das weſentliche davon ſind.

Wenn wir hiemit weiſe ſind, ſo hüten wir uns wol die Glükſeligkeit unſerer Nachbaren wegen

* Der Müßiggang iſt eine unglükſelige Quelle unendlicher Uebel, und der Mangel der Beſchäftigung allein machet einen groſſen Theil der Menſchen unglüklich und laſterhaft. Ich habe deswegen oben alle diejenigen, die in den Städten nichts zu thun haben, auf das Land verwieſen. Wie ſie ſich da beſchäftigen können, kann ihnen allenfalls die vortreffliche Schrift: Die Einrichtung einer Haushaltung, ſowol in der Stadt als auf dem Lande; ſo im Jahr 1754 zu Leipzig heraus gekommen iſt, zureichende Anweiſung geben.

ihrer ſo gerühmten Geſellſchaftlichkeit zu beneiden, die nicht anders als verderblich ſeyn kann; insonderheit Staaten wie die unſrigen, da der Wolſtand der Bürger ſich auf eine kluge Oekonomie gründet. Fahren wir fort die Ergezlichkeiten, wie unſere Vorelter n, nur von Zeit zu Zeit, und bey gewiſſen freudigen Anläſſen, zu genieſſen.

Unterlaſſen wir aber nicht dieſelben vollkommner zu machen. Verbannen wir daraus was unſere ungezogene Jugend unanſtändiges dabey eingeführet hat. Entlehnen wir von unſern Nachbarn die Anſtändigkeit und die Würde, die ihren Geſellſchaften ein ſo gutes Anſehen geben, und machen wir auch, wie ſie, die unſrigen zu Schulen des Wolſtandes, der feinen Sitten, und noch über dieſes der Tugenden. Unſere kleinen Geſellſchaften ſollen mehr der Freundſchaft und nüzlichen Unterhaltungen gewiedmet ſeyn als der Eitelkeit und dem Spiele.

Vergönnet man uns öffentliche Luſtbarkeiten,

Schau-

Schauſpiele, Concerte, Bälle, ſo ſollen darinnen eben dieſelben Grundſäze herrſchen. Inſonderheit ſollte die Schaubühne der Cenſur der ſchärfſten Sittenrichter unterworfen ſeyn, damit ſie nicht, wie es überall zu geſchehen pflegt, unſere Herzen, die ſchon verderbt genug ſind, noch mehr vergifte, ſondern, welches die wahre Abſicht derſelben ſeyn ſoll, die Liebe der Tugend und den Haß des Laſters in uns erweke, und daß wir daſelbſt nichts ſehen als was anſtändig und gut iſt, und nichts hören als was unſere Seele nähret und beſſert. *

---

* Nihil adſpectu gratum ſit, niſi quod pie, quod juſte fieri videas; nihil auditu ſuave, niſi quod alit animam melioremque te reddit. Lactant. Inſtit. div. VI. 21.

Die Auferziehung.

Die Auferziehung iſt ohne Zweifel eine der wichtigſten Stellen in dem menſchlichen Leben. Alles übrige beruhet darauf; und wie kann auf ein ſchwaches und übel gelegtes Fundament ein ſattes und rechtſchafnes Gebäude aufgeführet werden? Wir rohen Schweizer, die der Stolz von Völkern, die ſich geſitteter glauben als uns, weil ſie verderbter ſind, noch beynahe unter die Barbaren zählet, wir ſelbſt fangen an dieſes zu begreifen, und wir wären glüklich, wenn wir weiſe genug wären dieſe groſſe Wahrheit, in ihrem ganzen Umfange, zu Herzen zu faſſen. Je mehr wir uns von der Einfalt der Sitten, die uns ehmahls, ich rede von gar langen Zeiten, eigen geweſen, entfernen, je mehr ſich bey uns die Mittel und die Anläſſe ſchlimm zu ſeyn vermiehren, deſto ſorgfältiger

müſſen

müſſen wir unſere theuern Nachkömmlinge vor den ſchlimmen Folgen derſelben bewahren.

Eine Pflanze die aus einem gelinden und ihr gemäſſen Erdreiche, wo ſie die Einflüſſe eines ſanften und ſtillen Himmels genoſſen, in eine rohe und harte Gegend verſezet wird, brauchet eine ſehr ſorgfältige Verpflegung, wenn ſie nicht ausarten, oder gar verderben ſoll. Mit dem Menſchen iſt es nicht änderſt beſchaffen. In dem Stande der Natur, wo dem Menſchen die Nahrung zu den Laſtern, und der Geſchmak an derſelben fehlet, brauchet es keiner ſo ſorgfältigen und mühſamen Zucht wie unter dem Verderbniſſe, darunter die bürgerlichen Geſellſchaften, die ſich am meiſten ihrer Vollkommenheiten rühmen, ſeufzen.

Ich getrauete mir eher ganz allein aus einem Volke von Barbaren eine vollkommne Republik aufzurichten, als unter dem geſittetſten der europäiſchen Völker mit Hülfe einer Menge von Philoſophen

loſophen nur hundert Bürger zu bereden, tugendhafte und rechtſchaffene Menſchen zu werden. In den Herzen der Wilden iſt das Gefühl der Tugend, der Ehrlichkeit, und der Pflicht, zart, und darf nur aufgeweket, und in der Ordnung erhalten werden. Es findet da keine Hinderniſſe, noch einen Hang ſo ihm entgegen wäre.

Bey uns aber iſt es als ob ſich alles verſchworen hätte, die zarteſten und die ſchönſten Triebe der Tugend und der Natur ſelbſt zu unterdrüken. Unter allem was uns umgiebt, iſt beynahe nichts, das uns nicht verführen könnte, ſchlimm und boshaftig zu werden. Ehe wir anfangen zu denken, hat ſchon das Uebel in uns Wurzeln gefaſſet, durch die es ein Theil von uns ſelbſt geworden. Welch eine mühſelige Arbeit iſt es alſo nicht eine Pflanze zu pflegen, die ſo vielen Gefahren, ſo vielen ſchlimmen Lüften ausgeſezet iſt, wie der Menſch! Wie wichtig iſt aber auch nicht dieſe Arbeit? Und wie ſehr ſollen ſich nicht die Eltern

tern

tern und der Staat ſelbſt dieſelbe angelegen ſeyn laſſen?

Ich habe ſchon oft und viel die gute Auferziehung, die man bey uns anfängt der Jugend zu geben, rühmen gehöret; und dennoch habe ich die Früchte, die ich glaube daß man ſie von einer guten Auferziehung hoffen kann, noch niemals weder verſpüret noch rühmen gehöret. Die Söhne unſerer glükſeligen Väter ſind weder beſſere Bürger, noch beſſere Menſchen als dieſe ehmals geweſen; und von ihren Töchtern hat noch niemand geſagt, daß ſie ſo gute Gattinnen, Mütter, und Wirthinnen wären, als ihre Mütter geweſen. Ich erinnere mich vielmehr tauſendmal das Gegentheil gehöret zu haben. Sind denn unſere Leute ſo gar verderbet, daß auch die beſte Auferziehung an ihnen verlohren iſt, oder tauget dieſe Auferziehung nichts? Ich thue der Natur das Unrecht nicht an das erſtere zu glauben; darum muß ich das leztere für gewiß annehmen.

In

In der That welch ein elendes Ding iſt das nicht was wir Auferziehung nennen? Und wie wenig kennen die meiſten unter uns das wahre Weſen derſelben? Man hat uns ſo lange geſagt, daß unſere Nachbarn, die Franzoſen, ihre Kinder wol auferziehen, daß auch wir endlich Luſt gekriegt haben, ihnen in dieſem Stüke wie in vielen andern nachzuahmen. Da wir gehöret hatten daß ſie dieſes groſſe Werk ohne viele Mühe, durch Tanzmeiſter, Muſikmeiſter, Maler, Stikerinnen, beſoldete Pedanten, und Kammermägde zu Stande brachten, ſo hatten wir Verſtandes genug es ihnen hierinnen nachzuthun, denn wir hatten ſo viel Geld als ſie, und eben ſo viel Eitelkeit, die den Geiz, ſo uns noch hätte zurükhalten können, überwand.

Was kann aber hier für eine Auferziehung heraus? Die Söhne werden weichlicher und zarter gewöhnet als ehmals. Man bringt ihnen in der erſten Kindheit Begriffe von einer Gröſſe und von einem

Stande

Stande bey, wofür wir weder vornehm noch reich genug ſind. Man erſtikt dadurch in ihnen die Liebe zum bürgerlichen Leben, und alſo zu ihren Mitbürgern. Man bezahlet einen Schulfuchs der ſie Latein lehren ſoll; und der ihnen durch ſeine dumme Aufführung dieſe ſo ſchöne und nüzliche Sprache verleidet, und mit derſelben alle Gelehrtheit; denn Latein und Gelehrt bedeutet bey unſern Dumköpfen eins und eben daſſelbe. Sie verachten beyde; und ſind beyder unwürdig. Es liegt den Eltern auch nicht viel daran ob der Sohn in dem Lateiniſchen und in den Wiſſenſchaften etwas thue; man beſchäftiget ihn nur mit dergleichen Sachen, um ihn nicht völlig müßig zu laſſen, ehe er zu wichtigerm aufgeleget iſt; darum kann er ſie auch ohne Gefahr wieder vergeſſen. Es wäre eher ſein Schade als ſein Vorteil, wenn er kein Ignorant wäre.

Die Zeit zu wichtigen Sachen kömmt herbey. Die meiſten haben das Franzöſiſche von ihren

Ammen.

Ammen gelernet. Und ſie dörfen es eben ſo wenig als andere Sachen aus dem Grunde wiſſen. Darum braucht es izt hauptſächlich den Tanzmeiſter, den Muſikmeiſter, und den Rechenmeiſter, um den Mann zu bilden, der dereinſt die ſüſſe Hofnung ſeines Vaters, die Herzensluſt ſeiner Mutter, und die Stüze des Vaterlandes ſeyn ſoll. Wenn er nur eine Reverenz machen, ein Solo ſpielen, und eine Rechnung formieren kann, ſo hat er alles vollbracht was ein billiger Vater von ihm fodern kann. Iſt er noch nicht unverſchämt, noch nicht dreiſte genug, einem Weibsbilde Armſeligkeiten vorzuſchwazen; und hat er noch ein wenig Manieren nöthig, um das Leere in ſeinem Kopf zu erſezen, ſo ſchiket man ihn nach Paris; wo er in dem Umgange der Hefen der Franzöſiſchen Nation den Reſt von Beſcheidenheit und Unſchuld ablegt.

Die Auferziehung unſerer jungen Töchter iſt ungefehr eben dieſelbe. Weichlichkeit, Hochmuth

und

und Eitelkeit ſind die erſten Begriffe die man ihnen beybringt, und die ſie nur gar zu gerne annehmen. Man iſt um nichts bemühet als ſie darinne zu beſtärken. Der Innbegriff aller weiblichen Tugenden beſtehet in den äuſſerlichen Annehmlichkeiten. Bisweilen lerne ſie noch zeichnen. Allein eine wolgemachte Reverenz, und eine erträgliche Stellung, ſind ſchon ein hoher Grad der Vollkommenheit, und die Geſchiklichkeit eine italiäniſche Arie abzuſingen iſt der allerhöchſte.

Kann man dieſes wahrhaftig eine Auferziehung nennen? Sind wir nicht ungeſchikte Blumenliebhaber!, welche die geruchloſe Tulpe der wolriechenden Nelke vorziehen? Sind wir nicht tadelswürdig, daß wir lauter Blühte und keine Früchte verlangen? Ich tadle nicht daß wir auch auf die angenehmen Eigenſchaften ſehen, ſondern daß wir allein darauf ſehen. Wir ſollten aus unſern Kindern gute Bürger und Bürgerinnen machen, und wir machen Comödianten, Pantomi-

men, und Puppen aus ihnen. Wir ſollten ſie wider die Gefahren, die ſie in dem Leben zu ertragen haben, mit der äuſſerſten Sorgfalt bewaffnen, und wir ſtürzen ſie vorſäzlicher Weiſe darein. Wir ſollten in ihnen den Menſchen bilden und vollkommen machen, und wir erſtiken ihn, da wir nur um die Auszierungen deſſelben bekümmert ſind. Wir ſollten in ihnen das Bild Gottes entwikeln, das in ihnen ligt, und wir thun alles nur daſſelbe zu vertilgen und auszulöſchen.

In der That ſollen wir nicht eher diejenigen glüklich ſchäzen, die durch das, was wir Auferziehung nennen, nicht verderbet worden? Sollen wir nicht die unſchuldigen Opfer des Unverſtandes, der Eitelkeit, und der ſchlimmen Exempel ihrer Eltern bedauren, die in ihrer zarteſten Kindheit mit Vorurtheilen, Irrthümern und ſchlimen Neigungen gleichſam ſorgfältig vorbereitet werden ſchlimm zu ſeyn; denen ihre Eltern ſelbſt den Weg der Tugend verſchloſſen? Wäre es nicht tau-

ſendmal

ſendmal eher zu wünſchen, daß man das Wort Auferziehung nie gehöret hätte, als daß man daraus die abſcheuliche Kunſt, die vortrefflichſten und ſchönſten Herzen zu verderben und zu erniedrigen, gemachet hätte? Unglükſelige Eltern! wenn ihr nicht ſelbſt tugendhaft ſeyn, wenn ihr eure erhabne Beſtimmung verfehlen wollet, ſo entziehet doch euern Kindern nicht ihre erhabne Beſtimmung, ſo erlaubet doch ihnen es zu ſeyn.

Da wir in dieſer Hauptſache ſo gröblich fehlen, ſo müſſen wir uns nicht ſo ſehr über die überhandnehmende Verderbniß verwundern. Wir haben Geſeze wider die Ueppigkeit, die Pracht, und alle Laſter, die dem Staate ſchädlich ſind. Allein was vermögen Geſeze ohne Sitten! Das einzige Mittel die Geſeze, und mit ihnen den Wolſtand des Vaterlands, wieder herzuſtellen; wäre, daß ein jeder Vater in ſeinem Haus reformierte, und daſelbſt die Geſeze der Menſchlichkeit, der Beſcheidenheit und der Ordnung, mit

demjenigen Anſehn behauptete, das ihm die Natur gegeben.

So lange der Zuſtand der Familien auf das elendeſte beſchaffen iſt, ſo lange kann der Staat nicht blühend ſeyn. So lange die Eltern nur ſchlimme und in den Grund verderbte Menſchen ziehen, wie ſoll der Staat ſich gute Bürger verſprechen?

Dieſem aber lieget vornemlich ob die unverantwortliche Saumſeligkeit der Eltern zu erſezen. Er iſt der gemeine Vater aller Bürger. Der junge Aufwachs derſelben, die Hofnung des Vaterlandes, gehöret mehr ihm als den Eltern. Creta und Lacedämon haben ſich dieſes Rechtes mit einem Erfolge bedienet, der ſich die Bewunderung aller geſitteten Völker zugezogen. Die öffentliche Auferziehung iſt der feſteſte Grund, auf den ein vollkommenes und glükſeliges Staatsgebäude geſezet werden kann. Aber ſind unſere Republiken in dieſem Stüke nicht noch ſaumſeliger als ſelbſt die Eltern? Dörfen wir hoffen, daß dieſelben einſt von dem Geiſte eines Lykurgus und

eines

eines Minos angefeuert, in die erhabnen Gedanken derſelben eintreten, * und begreifen werden, daß eine zarte Pflanze, die unter einem rohen Himmelsſtrich zu einer beſondern Vollkommenheit gebracht werden ſoll, bey ihrem erſten Wachstume am meiſten Wartung und Sorgfalt nöthig hat.

S 3 Die

---

* Löbl. Stand Bern hat durch Begenehmigung eines von weiſen Patrioten abgefaßten Entwurfes eines Waiſenhauſes oder einer Pflanzſchule würdiger und rechtſchaffener Bürger hierzu einen rühmlichen Anfang gemachet. Der wahrhaftig eidsgenößiſche Verfaſſer der patriotiſchen Träume, von einem Mittel die veraltete Eydsgenoßſchaft wieder zu verjüngern, äuſſert hierüber auch Gedanken, die der Geſezgeber von Creta und von Lacedämon würdig wären. Dieſe beyden Vorſchläge wären zwar einer beſondern Erweiterung und Verbeſſerung fähig. Dieſes könnte am beſten geſchehn nach Anleitung des Plans einer Akademie zu Bildung des Verſtandes und Herzens junger Leute. Einer Schrift, welche die Aufmerkſamkeit aller Patrioten verdienet, und deren würdige Verfaſſer im Namen derſelben hiemit erſuchet wird, ihnen ſolche nicht mehr vorzuenthalten, ſondern ſie vielmehr durch den Druk gemein zu machen, und alſo auszuarbeiten, wie er es für die Erforderniſſen freyer Staaten am bequemſten erachten wird.

Die Ordnung.

Die Ordnung iſt die Seele der menſchlichen Geſellſchaft. Sie iſt die Quelle aller Glükſeligkeit und alles Wolſtandes darinnen, ſo wie die Unordnung die Quelle alles Uebels und alles Elendes iſt. Stellet euch die Menſchen, einen jeden insbeſondre, und die ganze Geſellſchaft überhaupt in der Ordnung vor. Ihr werdet alſobald ſehen das Vergnügen, den Frieden, und den Ueberfluß gemein werden. Eine bewunderungswürdige Harmonie aller Theile der moraliſchen Welt wird euern Geiſt mit einer philoſophiſchen Wolluſt entzüken.

Stellet euch den Frieden, die Liebe, die Ruhe, die Einigkeit in einer jeden Familie vor; die Ehegatten und Gattinnen, die Kinder und die Eltern, die Brüder und die Schweſtern mit einander auf das äuſſerſte vergnüget. Die Ehegatten

ſen ſehen einander nicht mehr an, als verhaßte Störer ihrer Freuden, oder als gleichgültige an einander geſpannte Geſellſchafter; die Kinder die Eltern nicht mehr als harte Tyrannen, als ungerechte Feinde ihres Vergnügens, und als Vorenthalter des Gutes, das ihnen gehöret; die Eltern die Kinder nicht mehr als ſchwere Bürden, die ihnen das Leben ſauer machen, und als entnaturte Ungeheuer, die mit Ungeduld und einer ſüſſen Hofnung auf ihren Tod paſſen. Brüder und Schweſtern ſehen einander nicht mehr als angebohrne Feinde an, die einander ungerechter Weiſe das ihrige zu entziehen ſuchen. Die Menſchen überhaupt ſehen einander nicht mehr als natürliche Hinderniſſe ihres beſondern Glükes an. Ein jeder findet das ſeine in des andern ſeinem.

Die drey Hauptleidenſchaften, die das ganze Feld der Menſchheit mit unzähmbaren Fluten überſtrömet und verheeret haben, treten in ihre Bette zurüke, und anſtatt alles zu Grund zu

richten; befeuchten ſie nun die Herzen mit ihren ſanften und milden Güſſen, daß der Samen der Tugend darinnen keimen, und die Früchte davon zu einer bewunderungswürdigen Gröſſe und Reife gelangen.

Der Ehrgeiz wirket ins künftige keine andern Thaten als ſolche die das gemeine Wol befördern. Die Begierde nach Gütern enthält ſich in den gleichen Schranken, und ſie ſiehet einen jeden Erwerb, der dem andern ſchaden könnte, als eine Ungerechtigkeit an.

Die Wolluſt ſchränket ſich in einen Zirkel natürlicher und erlaubter Empfindungen ein, die aber ſüſſer, lebhafter und entzükender werden, als alle dieſe unordentlichen Triebe, die eine unſelige Quelle unendlicher Uebel ſind, und ihre unglükſeligen Folgen über das ganze Leben eines Menſchen, ja über das Schikſal ſeiner Nachkömmlingſchaft, ausdähnen.

In dieſem Stüke inſonderheit würde die wiederhergeſtellte Ordnung der Geſellſchaft unendliche, unausſprechliche Vorteile bringen. Die Ungerechtigkeiten würden gröſtenteils verſchwinden, da Schwelgerey und Ueppigkeit ſie unumgänglich machen. In dem Innern der Familien würden Ruhe, Frieden und Vergnügen herrſchen. Die Väter würden nicht förchten durch die Unordnungen ihrer Kinder zu Grund gerichtet zu werden, und die Unenthaltſamkeit und Schwelgerey eben derſelben würde dieſe nicht der Hofnungen berauben, darauf ſie ſo rechtmäßige Anſprüche haben. Inſonderheit aber würden dieſe unglükſeligen Opfer der Wolluſt; die vielleicht, die ohne Zweifel geboren waren tugendhaft zu ſeyn, und das Vergnügen tugendhafter Familien zu machen, die zuerſt die bedauernswürdigen Gegenſtände der Verführung, und hernach die verächtlichen Werkzeuge derſelben werden; dieſelben würden in dem Schooſſe ihrer Familien bleiben. Der Begriff von aller Schande, das Angedenken derſelben

würden vertilget werden. Wir würden nichts als gehorſame und wolgezogne Kinder, tugendhafte und weiſe Frauen und Mütter ſehen; und was izt der Gegenſtand der allgemeinen Verachtung und der öffentlichen Schande iſt, würde der Gegenſtand unſerer Bewunderung und unſerer Verehrung werden. Dieſe unglükſeligen, dieſe bedauernswürdigen Früchte unordentlicher Triebe, die ein hartes Geſeze die Unordnungen ihrer Eltern tragen machet, und von den Vorteilen der Geſellſchaft unbarmherziger Weiſe ausſchlieſſet, würden nicht mehr ſeyn, und den Staat nicht mehr beflekèn und beſchweren.

Welch ein glükſeliger Zuſtand der Geſellſchaft würde dieſes nicht ſeyn; und wie viel würde nicht ein jedes Glied derſelben dabey gewinnen! Kein wahres Gut, das irgend einer nun genieſſet, würde ihm fehlen; die meiſten würden unendlich weit gröſſere Vorteile erhalten, und jedermann würde von dem wahren Uebel das ihn drüket befreyet werden.

Die

Die Tugend beut uns alle Vorteile an, die wir uns nur vorſtellen können, und dennoch ſind wir zu feig und zu niederträchtig uns von der Tyranney der Vorurtheile und des Laſters frey zu machen, und uns unter ihren angenehmen und liebreichen Schuz zu begeben. Haben wir denn nur Herz, um ſchlimm zu ſeyn?

* * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Die Religion.

Wir haben bisher genug gezeiget, wie ſehr unſere wichtigſten Vorteile, wie ſehr unſer eignes Wol Tugend und Menſchenliebe von uns fodern. Wir haben geſehen daß die ſtärkſten unſerer Triebe, daß alles was uns umgiebt, wenn wir nicht dadurch unglüklich werden ſollen, uns zu Beweggründen werden dieſelben als die edelſten unſerer Vorrechte anzuſehn. Aber wie oft haben wir nicht die traurige Erfahrung wiederholet, daß der Menſch für die Stimme der Natur und der Vernunft taub ſey. Und wie könnte er es anderſt ſeyn? da er ein erhabneres Vorrecht, und höhere Gründe zur Tugend ſo leichtſinnig verwürket, und noch immer ſo unbedachtſam von ſich ſtößt?

Der ſchönſte Lohn der Tugend, der Antheil der Unſchuld, war der Beſiz des höchſten

Gutes,

Gutes, die Freundſchaft der Gottheit, und die Empfindung der Gleichheit mit dieſem allerhöchſten Weſen, das nichts als Liebe und Weisheit iſt. Dieſes Gut, das den Menſchen über den Menſchen ſelbſt erhebet, hat er mit der Unſchuld und mit der Tugend zugleich verlohren, und ſich dadurch in ein Elend geſtürzet, das deſto gröſſer wird, je weniger er es empfindet. Die Entfernung von Gott iſt der unſeligſte Zuſtand, darinnen ſich ein Sterblicher befinden kann.

Dieſer, unſer allerheiligſte Schöpfer, deſſen erſte Eigenſchaft Huld und Liebe gegen ſeine Geſchöpfe iſt, hat als ein liebreicher Vater uns immer den Weg zu ſeiner Freundſchaft offen gelaſſen. Er ſandte immer auf die aufrühriſche Erde ſeine Boten, die Tugend, Liebe, Unſchuld und Frieden predigen ſollten. Endlich kam die Zeit, die ſeine unendliche Vorſicht dazu beſtimmet hatte. Er ſandte den gröſten Boten den er ſenden konnte, ſein eignes Wort, ſeine himmliſche Weisheit,

ſeinen Sohn, um mit einem Geſchlechte von Aufrührern, die er durch einen Wink zernichten konnte, einen Frieden und einen Bund zu ſtiften. Dieſer erniedrigte ſich ſo gar die Geſtalt und die Natur derſelben anzunehmen. Er lebte mit ihnen als einer von ihnen, und ward ihr Bruder und Geſellſchafter.

Seine groſſe Abſicht war die verlohrne Würde des menſchlichen Geſchlechtes wiederherzuſtellen, und der Innbegriff ſeiner Lehre beſtund in der **Liebe Gottes und des Nächſten.** Er hieß ſie unſchuldig, rein, und tugendhaft ſeyn, um die Freundſchaft Gottes wieder zu erlangen, um demſelben wieder gleich zu werden, und ihre Herzen zu würdigen Tempeln deſſelben zu machen. Er empfahl ihnen die Liebe des Nächſten, da ſie die erſte Tugend iſt, welche die Natur uns vorſchreibet, da eine der Gottheit würdigſten Abſichten iſt, uns durch dieſelbe glüklich zu machen, und da die Liebe eine der vornehmſten Eigenſchaften

iſt,

iſt, durch die wir Gott gleich werden können. Er verſiegelte ſeine erhabenen Lehren mit ſeinem Tode, er ward das Opfer der Glükſeligkeit des menſchlichen Geſchlechtes; und nach Vollbringung ſeiner hohen Thaten kehrete er wieder triumphierend zu ſeinem und der Menſchen Vater in den Himmel.

Er ließ indeſſen eine Anzahl auserwählter Jünger auf der Erden zurüke, um ſeine weiſen und ſeligmachenden Lehren auszubreiten, und aus dem verderbten menſchlichen Geſchlechte eine Geſellſchaft von Lieblingen der Gottheit und Freunden der Tugend auszuwählen und zu ſtiften. Er verſah ſie mit ſeiner himmliſchen Kraft, und ihre Bemühungen konnten nicht anders als geſegnet ſeyn. Es entſtunden hier und da bis in die entfernteſten Länder Völker von Brüdern und Schweſtern, die durch dieſe heiligen Lehren erleuchtet und angefeuert, die Eitelkeit, die vergänglichen Güter, die Vorurteile dieſer Welt,

und

und alles was die verblendeten Sterblichen von Gott und der Tugend abziehet, verachten, und die wahre Würde ihrer Natur, die Schönheit der Tugend, und die erhabnen Belohnungen derſelben ſchäzen und lieben gelernet.

In dieſen Geſellſchaften ſah man täglich die bewunderungswürdigſten Beyſpiele der reinſten und der erhabenſten Tugend. Die feurigſte und uneigennüzigſte Liebe war der Geiſt, der alle Glieder beſeelete, und alle glükſelig machte. Ihre einzige Abſicht war Gott zu gefallen. Ihr einziges Mittel dazu war Vollkommenheit und Reinigkeit der Sitten. Ihr einziges Vergnügen war ihrer Brüder Vergnügen, und der Friede mit Gott, und mit ſich ſelbſten. Ihre Hofnung war die Ausſicht in eine Ewigkeit, die ihnen unvergängliche Güter, und einen unendlichen Fortgang in der Vollkommenheit gewähren ſollte. Süſſe, mächtige Hofnung, der Erhabenheit der menſchlichen Seele würdig, und die nicht betrüglich ſeyn kann, da ſie ſich auf die

Verſpre-

Verſprechungen deſſen gründet, der die Wahrheit ſelbſt iſt.

Dieſe ſchönen, dieſe glükſeligen Zeiten währeten nur allzukurz. Die Kirche, der Siz der Liebe und des Friedens, ward bald durch Haß, Uneinigkeit, Zänkereyen, Eigennuz, und alle andern Uebel der bürgerlichen Geſellſchaften entweihet. Die heiligen Wahrheiten, die unſer groſſe Lehrer und ſeine Jünger gelehret hatten, wurden durch unwürdige Nachfolger derſelben verfälſchet. Die Lehre, die nichts als Friede, Liebe, und Einigkeit zum Gegenſtand hatte, ward eine unſelige Fakel, durch welche die ganze Welt in Flammen des Kriegs und der Verheerung gerieth.

Schon in der erſten Kirche entzweyte man ſich über Wörter. Schüleriſche Träumereyen verdrangen die Einfalt der chriſtlichen Lehre, und mit derſelben die Liebe. Die Prieſter fiengen an ſich zu erheben, ſie wurden Schmeichler des Volkes, und ſahen ohne Abſcheu ihre Kirchen von Blute

fließen, um wider ihre Gegner die biſchöfliche Würde zu behaupten.

Der Schuz des Staates machte ſie noch ſchlimmer. Die Beherrſcher der Erde muſten ihnen die Waffen wider diejenigen leihen die anders dachten als ſie. Die Könige glaubten Gott den gefälligſten Dienſt zu thun, und ihre Sünden und ihre Bosheiten nicht beſſer büſſen zu können, als wenn ſie die Unſchuld zu dem Opfer der Rachgier derjenigen machten, die ſich ſeine rechtmäßigen Prieſter nannten. Die Fürſten vertraueten ihnen einen Theil der richterlichen Gewalt, der endlich in ihren Händen zu einer Tyranney ward.

Nach und nach untergrub eine ehrgeizige und undankbare Prieſterſchaft den Thron der ſie ſchüzte; ſie fällte ihn, und auf ſeinen Trümmern erbaute ſie ihre ungeheure Hierarchie. Ein Menſch hatte die Kühnheit ſich zu vergöttern, und den Völkern und den Königen der Erde durch ſeine Winke und durch ſeine Drohungen Geſeze vorzuſchreiben.

Die

Die ganze Welt bog ihren Naken unter dem Joche des Knechtes der Knechte. Alle ihre Güter und Schäze wurden der Raub derjenigen, welche dieſelben feyerlich verſchworen hatten; und Rom verkaufte ganz Europa den Ablaß ſeiner Sünden um deſto bequemer ſündigen zu können.

Die Verderbniß der Kirche war auf das höchſte geſtiegen, allein die Zeit, da dieſe Uebel gehoben werden ſollten, kam auch herbey. Was die mächtigſten Monarchen nicht zu Stande bringen konnten, wozu alle Macht der Welt nicht zureichend war, vollbrachten einige kühne und eifrige Freunde der Wahrheit, durch Hülfe des Lichtes der Wiſſenſchaften, das aus dem Oriente unſere ſchmachtenden Gegenden zu erquiken kam. Der Eigennuz ſelbſt, und die Leidenſchaften, die geſchwornen Feinde der Wahrheit, halfen damals ihr Reich anbauen.

Viele Völker warfen das Joch der Hierarchie von ſich. Der gröſte Theil der Irrthümer ward

aus ihren Schulen und aus ihren Kirchen vertrieben. Der Aberglaube verſchwand. Die erhabne Lehre des Chriſtentums nahete ſich merklich wieder ihrer edlen Einfalt. Die Hierarchie ſelbſt ward milder, und reinigte ſich von vielen Vorurtheilen, und Gebrechen, die ſie ehmals beflekt hatten.

Europa wäre glükſelig geweſen, wenn nur der Geiſt der Liebe, der die Seele des Chriſtentums iſt, die Herzen ſo ſehr angefeuert hätte als die Liebe zur Neuerung; allein da dieſer fehlete, oder doch ſehr ſchwach war, ſo konnten in den neuen Kirchen die Verbeſſerungen, inſonderheit in Betrachtung der Sitten und des Wandels, diejenige Vollkommenheit nicht erreichen, welche die erſten Gemeinden der Chriſten beſeligte. Es blieb ein gar zu merklicher Theil der alten Uebel in den Herzen eingewurzelt, und dieſe haben bis auf unſere Zeiten mehr zu, als abgenommen.

Zwey Ungeheuer haben indeſſen allezeit die Kirche und den Staat bis auf den Grund erſchüttert;

tert; beyde gleich gefährlich, beyde gleich furchtbar, die Schwärmerey und der Unglauben. Die eine macht Leidenſchaft, Unverſtand, und die Geburten eines ſchwarzen Geblütes zur Religion; der andere beſtürmet mit verwegnem Stolze den Himmel. Er ſtürzet die Tugend, die Rechtſchaffenheit, und die Wahrheit von dem Throne, und ſezet die Wolluſt, das Laſter, und ſeinen Eigendünkel darauf.

Es iſt eine der weſentlichen Pflichten einer weiſen Regierung, dieſen Uebeln auf alle erſinnliche Weiſe zu ſteuern. Es iſt auch eine der allerſchwerſten. Zwang und Strafen haben ihnen noch niemals abgeholfen, und ſind auch von einer Natur, die uns dieſes von ihnen nicht hoffen läſt.

Eines der beſten Mittel wäre eine ſorgfältige und vernünftige Unterrichtung der Jugend. Die Herzen, darinnen einmal die Wahrheit Wurzeln gefaſſet hat, ſind nicht mehr ſo leicht zu verführen. Beklaget euch nicht träge Geiſtliche, wenn eure

Pfarrkinder in Irrtümer und Schwärmereyen verfallen, da ihr euch ſo wenig Mühe gegeben, ihnen eine richtige und deutliche Erkenntniß der Wahrheiten zur Glükſeligkeit beyzubringen.

Ein anders Mittel, die Erhaltung der Ordnung und der Reinlichkeit der Sitten in der Kirche und in der Geſellſchaft, würde noch kräftiger ſeyn. Die Unordnungen und die Greuel, die überall herrſchen, empören die einen wider die Kirche, und die andern wider die Religion ſelbſt. Ein Staat wo keine Unordnungen und keine Ungerechtigkeiten vorgehen, wird gewiß keine Mißvergnügten haben. Es iſt eben daſſelbe mit der Kirche. Inſonderheit aber ſind die Schwachheiten der Geiſtlichen, und ihre Laſter, der Religion und der Wahrheit im höchſten Grade nachtheilig. Ich geſtehe es alſo daß ich keinen Geiſtlichen für einen wahren Eiferer für die göttliche Ehre halte, der nicht durch eine, ſo viel es möglich iſt, untadelhafte, und ſeinem Charakter, und den erhabnen Wahrheiten,

heiten, die er lehret, gemäſſe Aufführung ſich eben ſo ſehr unterſcheidet, als die meiſten ſeiner Mitbrüder durch eine unzeitige und oft liebloſe Hize ſich hervorzuthun glauben.

Wenn dieſe Grundſäze von der Geiſtlichkeit ſollten gefolget werden, ſo zweiſle ich nicht, ſie würden ohne groſſe Mühe die Uebel unter welchen die Kirche ſeufzet vertilgen, und ſich das Anſehen das ihrem Charactere gebühret wieder zuwegebringen können; wodurch der Staat unendliche Vorteile erhalten würde.

Es iſt allezeit ein Zeichen eines verdorbenen Staates, wo die Geiſtlichkeit, es ſey durch oder ohne ihre Schuld, das Anſehn das ihr gehöret, nicht behauptet; und ein gemeines Weſen kann nicht unglükſeliger ſeyn, als wenn Religion, Tugend und Gottesforcht darinnen erlöſchen. Die Liebe verſchwindet, alle Bande der Geſellſchaft werden ſchwach, der Regent wird gewaltthätig, der Richter ungerecht, der Bürger untreu, und

der unmächtige Staat verzehret entweder ſich ſelbſt, oder wird der Raub eines ungerechten innerlichen oder äuſſerlichen Feindes.

Es iſt alſo keine wichtigere politiſche Wahrheit, obgleich die heutige Welt ſie für eine Kleingeiſterey anſieht, als der Saz unſers groſſen Kirchen-Verbeſſerers Zwinglins: Summa das Rych iſt allerbeſt und veſtiſt das allein mit Gott herrſchet, und das das allerböſiſt und unſtettiſt, das us ſeinem Gemüt.

Die

Der gute König.

Den König der groſſe Thaten unternimmt; der groſſe Eroberungen machet; der über ſeine Unterthanen eben ſo viel gewinnet als über ſeine Feinde; der den Verluſt an Freyheit ihnen durch die Handlung und durch die Annehmlichkeiten des Lebens erſezet; Vortheile die ſie eben ſo ſehr mißbrauchen werden als ihre Freyheit, und die Er ſich beſſer zu Nuze zu machen weiß als ſie ſelbſt; den König der die Künſte und die Wiſſenſchaften durch ſeinen Schuz auf den höchſten Grad der Vollkommenheit bringet; der den Künſtler und den Gelehrten bey der ſpäteſten Nachwelt zu ſeinem Herolde machet; den König der das Schreken ſeiner Nachbarn, das Wunder aller Zeiten, der Abgott ſeines Volkes iſt, dieſen König ſtellen uns die ſchmeichelnde und die lobende Poeſie mehr

als einmal vor. Rom hat ihn mehr als einmal genoſſen, ohne deſto glüklicher zu ſeyn. Unſere Großväter haben ihn bewundert. Wir ſehen ihn, und finden an ihm den höchſten Grad der wahren Gröſſe.

Aber den König der mit einem ſchöpferiſchen Geiſte ſich einen Entwurf einer Regierung bildet, die in ihrem Innern und nicht in den Augen der geblendeten Welt groß iſt; der die gemeine Bahn derer, die den Beynamen der Groſſen führen, zu verlaſſen den Verſtand und das Herz hat; deſſen gröſte Eroberungen die Herzen ſeiner Unterthanen, und deſſen gröſten Siege die gedämmten Laſter ſind; den König der das Herz hat ſeinen Unterthanen die gebührende bürgerliche Freyheit zu laſſen, weil er weiſe und gut iſt, und weil ſie tugendhaft ſind, indem ſie, wie er Gott, alſo ihn nachahmen; dem ſie ihre allzugroſſen Freyheiten aufopfern, weil ſie ihm beſſer trauen als ſich ſelbſt; der ſeine Unterthanen lieber

gut

gut als reich, ſein Reich vielmehr blühend als groß, ſeine Nachbarn lieber freundſchaftlich als ſchwach wünſchet; deſſen groſſer Geiſt und unermüdeter Eifer dieſen Zwek erhalten, und der durch ſeine weit ausſehende Vorſicht ſeinem Reiche dieſen glükſeligen Zuſtand bis auf ſpäte Zeiten verſichert; dieſen König möchte ich ſehen. Dieſer verdiente bey mir mehr als den Namen eines Groſſen.

Trajanus, Julianus und die Antoninen, laſſen mich einen Theil davon ſehen. Titus hätte vielleicht dieſes Lob erhalten können. Er war ſo nahe dabey. Aber hoffe ich nicht zu viel von der Menſchheit? Thue ich ihr nicht zu viel Ehre an, wenn ich dieſen Monarchen möglich glaube? Ich gedenke es nicht; und er ſey auch nicht möglich, es iſt mir doch erlaubt zu wünſchen einen König zu ſehen der ſich dieſen edeln Vorſaz machte. Ich würde ihn ſehn ſeinen erhabnen Endzwek verfehlen, und ihn doch höher ſchäzen als alle die von deren Namen man ihre Zeiten bezeichnet.

Die glükſelige Republik.

Die Republik die von kleinen Anfängen ſich zu einer unbegreiflichen Gröſſe hinaufgeſchwungen; die ihre Freyheiten durch Thaten erworben, die eine Kühnheit und eine Groſmuth erfodern, die uns unbegreiflich vorkommen, und welche dieſelbe auf eine eben ſo bewunderungswürdige Art behauptet. Die Republik, wo beynahe jeder Bürger ein Held war, und wo ein jeder Senator den Scepter hätte führen können. Die Republik, die Königen Geſeze vorgeſchrieben, vor deren Senatoren die Monarchen gezittert, von deren Befehlen der halbe Erdkreis abgehangen; die Republik die der Siz der Künſte, der Wiſſenſchaften, der Wollüſte, und alles desjenigen geweſen, was die verblendeten Menſchen für groß, ſchön, und vortrefflich halten. Dieſe Republik kömmt nur allzu oft in den Geſchichtbüchern vor. Wir

ſehen

ſehen noch heute mehr als eine die ſich rühmen können ſolche Vorzüge zu beſizen oder beſeſſen zu haben, und deren Bürger in dem Beſize aller dieſer Vorteile nicht deſto glüklicher geweſen.

Die Republik aber die das Recht zu der Freyheit allein auf die Tugend ihrer Bürger gründet; welche jene nicht anders gebrauchen als dieſe auszuüben. Die Republik wo kein Bürger ſich einer gröſſern Glükſeligkeit anmaſſet, als es das Wol ſeines Mitbürgers zugeben mag; wo das allgemeine Beſte den Begierden eines jeden Bürgers Schranken ſezet, die er für heilig hält; und wo jeder ſo ſehr für ſeines Mitbürgers als für ſeine eignen Rechte wachet. Die Republik wo die Würden das Antheil des Verdienſtes, und wo das Gefühl ſeiner Tugend, das Glük ſeiner Mitbürger, und die Liebe derſelben, demjenigen der dem Vaterlande dienet die angenehmſten Belohnungen ſind. Die Republik wo die Freyheit nicht zur Ausgelaſſenheit, und die Gewalt nicht

zur

zur Ungerechtigkeit mißbrauchet wird. Die Republik die keine Eroberungen machet, oder die, wenn ſie gezwungen iſt ſolche zu machen, ſie nur gebrauchet die Beſiegten glüklich und zu Theilhabern ihres Wolſtandes und ihrer Freyheit zu machen. Kurz die Republik wo jeder Bürger ein vollkommnerer und glüklicherer Menſch iſt als er im Stande der Natur ſeyn würde. Dieſe Republik habe ich ſchon lange vergebens geſuchet. Iſt ſie denn unmöglich? Können denn die Menſchen nicht anders als ſchlimm und unglüklich ſeyn? Die Erfahrung mag mir ſagen was ſie will, ich kann dieſes nicht glauben, mein Herz widerſpricht ihr allzu ſehr. Der Menſch iſt zur Tugend und zur Glükſeligkeit gebohren; der Beſiz derſelben iſt für ihn keine Unmöglichkeit. Er darf nur der Stimme der Natur, der Vernunft, und der Gottheit folgen.

Der Patriot.

Virtus repulſæ neſcia ſordidæ
Intaminatis fulget honoribus,
Nec ſumit, aut ponit ſecures
Arbitrio popularis auræ.

Horat.

Ich will den ehrwürdigen Mann ſchildern, der den erhabenſten Namen verdient, welchen ein Sterblicher tragen kann. Einen Namen, der die Ehre eines Königs zu erhöhen, und den Preis eines Weiſen zu adeln fähig iſt, **den Patrioten**, oder **den guten Bürger**.

Du o göttliche Tugend, und du unſchäzbare Freyheit, beſeelet meine Einbildungskraft mit euerm himmliſchen Feuer. Führet mich ſelbſt auf die Bahn, die dieſer Tugendhafte zur Ehre der

Menſchheit

Menſchheit betritt. Laſſet mich von ſeiner erſten Jugend an ſeine ruhmwürdigen Triebe, und alle ſeine erhabnen Regungen verfolgen, bis auf den Augenblik, da er ſein mühſames aber ehrenvolles Leben mit einer Ewigkeit verwechſelt, die ſeine hier vielleicht unerkannte und ungeprieſne, vielleicht verfolgte Tugend, mit unendlichen Glükſeligkeiten belohnen wird.

In der Wiege ſchon haben ihn der ſegnende Vater und die dem Himmel dankende Mutter dem Vaterlande geheiligt. „ Sey uns gegrüſſet „ allerliebſtes Geſchenke des Himmels, der dich „ uns zu der ſüſſeſten Freude, und zu der theuer„ ſten Sorge gegeben. Dich ſollen wir zu einem „ würdigen Bürger der Erde, des Staates, „ und des Himmels, bereiten. Es ſoll dieſes „ hinfür unſere vornehmſte Bemühung ſeyn. Sey „ dem Himmel geheiligt und dem Vaterlande. „ Der Allmächtige ſelbſt ſpreche ſein gnädiges Es „ geſchehe dazu.

Mit

Mit der zärtlichſten Sorgfalt iſt ſein noch junges Herz zu dieſer erhabnen Beſtimmung gebildet worden. Ehrerbietiger Gehorſam gegen ſeine Eltern war die erſte Tugend die ſie ihm einflößeten. Sie machten dieſelbe in dem für andere Bewegründe noch allzuſchwachen Gemüthe zu dem Grunde aller übrigen, und glaubten, daß dieſes die erſte Tugend eines Bürgers ſey, wol zu gehorchen. Sie wußten daß derjenige den Geſezen nie gehorchen werde, der nicht gewöhnet worden die Befehle ſeiner Eltern heiliglich zu beobachten.

Durch ihre Beyſpiele und durch ihre weiſen Lehren ward er frühe zu der Beſcheidenheit, der Mäßigkeit, der Frömmigkeit und allen übrigen Tugenden, die wie den rechtſchafnen Menſchen, alſo auch den guten Bürger ausmachen, angeführet. Insbeſondre aber ward ihm eine lebhafte Ueberzeugung der Gleichheit die zwiſchen den höchſten und den niederſten der Menſchen herrſchet eingepflanzet. Es ward dadurch in ſeiner Seele ein er-

habner Stolz erweket, der ihn bis zu dem höchſten ſeiner Mitbürger erhob, und eine noch erhabnere Demuth, die den lezten derſelben in ſeinen Augen eben ſo groß machte als den erſten, und eben ſo beträchtlich als ſich ſelbſt. Er ſah ſich dadurch weder zu groß zum Gehorchen, noch zu klein zum Befehlen.

Aus dieſer reinen Quelle und aus ſeinem vortrefflichen Herzen floß die Billigkeit die alle ſeine Triebe beſeelet. Weit entfernet ihm zu erlauben ſich ſelbſt zu dem Mittelpunkte aller ſeiner Handlungen zu machen, ward er frühe gewöhnet an anderer Glükſeligkeit ein eben ſo reizendes Vergnügen zu finden als an ſeiner eigenen. Er war als ein Knabe nie freudiger als wann einem ſeiner Geſpielen etwas vergnügliches widerfuhr, und nie ſtolzer als wenn er das Werkzeug darzu geweſen.

In den feurigen Jünglingsjahren entwikeln und ſtärken ſich in ihm dieſe großmüthigen Geſinnungen. Er brennet ſchon von edler Begierde dieſelben zu

dem

dem Wol des Vaterlandes anzuwenden. Er verachtet die Wollüſte und Ergezlichkeiten die ihn von ſeiner erhabnen Beſtimmung abhalten könnten. Er wählet ſich edlere und derſelben würdigere Beſchäftigungen. Mit einem ſtählernen Fleiſſe, und mit einer unerſättlichen Lernbegierde widmet er die ſchönſten ſeiner Tage denen Erkenntniſſen, die ſein Herz adeln und ſeinen Geiſt zu dem Dienſte der Welt und des Vaterlands geſchikt machen können. Er ſiehet die Unwiſſenheit als die Quelle alles Uebels, und die Verachtung der Wiſſenſchaft als das Kennzeichen des niederträchtigſten Geiſtes an.

In den Schulen der Weiſen lernet er aus der bewunderungswürdigen Gröſſe und Vortrefflichkeit des Weltgebäudes die **Weisheit** und Güte des Schöpfers erkennen und verehren; ſich wider alle ihn umgebenden Reize der falſchen **Ehre**, der Reichthümer und der betrüglichen Staatskunſt verwahren, die Samen und Grundſäze von Tugend und Gerechtigkeit, die in ſeinem edeln Her-

zen ligen, entwikeln, und zu der ſchönſten Blühte bringen, die in dem männlichen Alter die vortrefflichſten Früchte zeugen wird.

Mit einem aufmerkſamen Auge durchwandert er die Geſchichte alter und neuer Völker. Er forſchet darinne nach den Beyſpielen von Tugend und Laſter, und nach den Urſachen der Aufnahme und des Verfalls der Staaten. So erwirbt er ſich eine Erfahrung die dem Alter zuvorkömmt, und wird gleichſam ein Greis in den Jünglingsjahren.

In den Geſezbüchern der Völker, und in den Schriften der Rechtsgelehrten und der Staatsleute ſuchet er die Grundſäze und Mittel, welche die innere Ruhe des Vaterlandes, die Blühte und den Wolſtand der Bürger, und die äuſſerliche Sicherheit derſelben zu erzeugen und zu befeſtigen am bequemſten ſind. Mit der äuſſerſten Sorgfalt ſpüret er allem demjenigen nach was die Handelſchaft, die Gewerbe, die Künſte, die Wiſſenſchaften und den Feldbau blühend, den Bürger tu-

gend-

gendhaft, die Familien glüklich, und den Staa vollkommen machen kann.

Mit nicht geringerm Fleiſſe erforſchet und erwiget er die Schikſale des Staates, die Veränderungen ſo derſelbe erlitten, die Sitten und Gemüthsart ſeiner Bürger, deſſelben gegenwärtige innern Umſtände, und äuſſerliches Verhältniß mit den Benachbarten; deſſen Stärke und Schwachheiten, Vortheile und Gebrechen.

Durch ſolche eines edeln Geiſtes würdige Bemühungen gewöhnet und bereitet er ſich zu den ſchweren und wichtigen Arbeiten, die ihm der Himmel zum Beſten des Vaterlandes auferleget. Dadurch lernet er das Gewicht und die Gröſſe derſelben ermeſſen, keine Schwierigkeiten und Hinderniſſe ſcheuen, und ſich mit der Laſt, die ſeine Schultern erwartet, befreunden.

Nun erſcheinet der entſcheidende Zeitpunkt, da er ſeine glänzende Bahn der Ehre und Tugend betreten ſoll. Mit einer beſcheidnen Zuverſicht

begiebt er ſich auf einen Kampfplaz, wo ihn tauſend Gefahren umringen, wo tauſend Feinde der Tugend und der Ehrlichkeit auf ihn lauern, und unzähliche Reize ihn von dem öden Pfade der Rechtſchaffenheit auf die bevölkerten Irrwege der Verderbniß loken.

Hier ſchmeichelt ihm die falſche Ehre, die keine Geſeze kennet, mit Würden, die ihn über alle ſeine Mitbürger weit erheben, und mit dem Beyfalle des flüchtigen Volkes, den ſie ihm als die höchſte Glükſeligkeit vormahlet. Dorten bieten ſich ihm Schäze an, die ihm verſprechen, ſein und ſeiner Nachkömmlinge Glük auf viele Geſchlechter fortdaurend zu machen. Mit ihren ſüſſeſten Vergnügungen ſuchet die lauſchende Wolluſt ihn in ihre gefährliche Neze zu beſtriken. Hier drohen ihm Uebermacht und Reichtum mit der ganzen Anzahl der ihnen zur Ungerechtigkeit verkauften Clienten Sturz, Fall und beſtändige Unterdrükung; indem dorten der ſchleichende Neid

und

und die niederträchtige Verleumdung in der Stille die vergifteten Waffen ſchmieden, womit ſie ſeiner Ehre und ſeinem guten Namen tödtliche Streiche beyzubringen ſuchen. Alle dieſe und noch andere heimliche und öffentliche Feinde brauchen tauſenderley Künſte und Griffe ſeine Unſchuld und ſeine Tugend zu überraſchen. Seine Eigenliebe, ſeine Fehler, ja ſeine Aufrichtigkeit und ſeine Gutmüthigkeit ſelbſt, werden die Werkzeuge, womit ſeine Feinde ihn am meiſten zu verfolgen ſuchen.

Unter allen dieſen Gefahren zeigt er ſich indeſſen wie eine Held mitten in einem hizigen Treffen; wie Friederich unter ſeinen unzählbaren Feinden, unerſchroken durch ſeine Tugend, und durch den Schuz des Himmels unbeſieget. Seine edle Seele, die keine Ehre kennet als die aus der Tugend und Rechtſchaffenheit quillt, iſt ſo unfühlbar für Würden und Beyfall, die ihn nur entehren würden, wenn er ſie durch niederträchtige Mittel erlangen ſollte, wie für übelerworbene Schäze und für

Wollüſte, deren Süßigkeiten durch die erhabenen Beſchäftigungen ſeines dem Vaterlande geheiligten Lebens weit an wahrer Vergnüglichkeit überwogen werden. Die zuſammengeſchworne Macht aller Feinde der Redlichkeit und der Tugend iſt nicht vermögend ſein groſſes Herz zu erſchüttern.

In allen ſeinen Handlungen ſuchet er nichts als den Beyfall des Himmels, die Glükſeligkeit der Menſchen, und das Vergnügen, das die Ausübung der Tugend dem Tugendhaften in ſo reichem Maſſe gewähret, und die Ungerechtigkeit der Welt ihm zu rauben nicht vermögend iſt.

Mit unverwandten Augen ſiehet er immer auf die heiligen Grundgeſeze der Gerechtigkeit und der Weisheit. Er verabſcheuet eine jede Regung, die denſelben zuwiderläuft. Neben dieſen ewigen Geſezen des Himmels iſt das allgemeine Beſte des Staates der Mittelpunkt aller ſeiner Handlungen und Rathſchläge. Er kennet kein Wol und keinen Vortheil, die davon geſondert werden könnten.

ten. Er iſt allzu überzeuget, daß wenn es dem Ganzen wol gehet, es auch einem jeden Theile wol gehen müſſe. Er würde ſich unglükſelig ſchäzen, wenn er auch den gröſten Vortheil zu erhalten, ſeinem Nächſten ein Unrecht zufügen, oder das Wol des Vaterlandes hintanſezen müſte. Das gröſte Gut würde alsdenn aufhören für ihn ein Gut zu ſeyn.

Wie er die erſte Stufe der Ehren mit Unſchuld betreten, und dazu keine andere Künſte gebraucht hat als ſich derſelben würdig zu zeigen, ſo verachtet er alle unwürdigen Wege, die Liſt und Ehrgeiz ſich zu erheben erſonnen. Das ſchmeichelhafte betriegeriſche Lächeln, womit ein falſcher Demagoge die kleinen Seelen auſſer ſich ſelbſt ſezet und feſſelt, der niederträchtige Stolz, womit ein mächtiger Zwingherr den ſchwachen Clienten ſchreket, ſcheinen ihm beſtändig ſeiner unwürdig; und die Schäze, die ein ungerechter Orgetorix unter die ſchlimmen und gewiſſenloſen Bürger als

Preiſe der Sclaverey austheilet, läſt er lieber zum Behufe der Dürſtigen und Elenden in milden Strömen flieſſen. Er hielt es ſich zur Unehre ein Schmeichler des Volkes, und zur Schande ein Schmeichler der Groſſen zu ſeyn. Er hält es ſich für rühmlich den Tadel zu verdienen, womit der ſcheinbare Redner der Quiriten den würdigen Rechtsgelehrten Servius Sulpicius beleget. * Eine ſolche Antung ſieht er als die ſchönſte Lobrede ſeiner Aufführung an. Ein Sclave der fähig iſt zu denken, wie Servius Sulpicius, iſt in ſeinen Augen gröſſer, als ein alle Lehren ſeines ſchlauen Bruders ** ausübender Cicero.

Wie

* „ Ich habe es dir oft geſagt, o Servius, (ſagt Cicero zu dieſem vortrefflichen Römer,) „ du verſteheſt es nicht dich um den Conſulat zu „ bewerben, und bey demjenigen, was du mit „ dem ſtandhafteſten und männlichſten Muth ge„ than und geredet, habe ich dich oft erinnert, „ ich finde an dir eher einen rechtſchaffenen Se„ nator als einen klugen Competenten des Con„ ſulats. „ Cic. pro Muræna.

** Der Bruder des Römiſchen Redners hat an dieſen eine ſehr merkwürdige Abhandlung von

Wie für ſich ſelbſt ſo denket er auch in Betrachtung anderer. Einem unwürdigen zu einer Beförderung behülflich zu ſeyn hält er für ein Verbrechen, für eine wahre Untreue gegen den Staat. Die Seinigen ohne Achtung auf deren Fähigkeit, zu Würdigern gebührenden Ehrenſtellen und Bedienungen erheben, oder ſeine Clienten beſödern um ihre Dienſte zu bezahlen, oder ſie zu Werkzeugen ſeiner Abſichten zu machen, iſt bey ihm ein ſo groſſes Vergehen als Beſtehlung des gemeinen Gutes und Hochverrath.

So wenig als der blendende Ehrgeiz, ſo wenig hat die niedrige Ungerechtigkeit ſein edles Herz

beflecket.

---

der Bewerbung um den Conſulat, de petitione conſulatus, geſchrieben. Dieſe enthält eine ausführliche Beſchreibung der das damalige Rom beherrſchenden Verderbniſſe, der Künſte, womit ſich der Ehrgeiz dieſelben zu Nuze gemacht, und vielleicht aller derjenigen Griffe, deren man ſich nun in Republiken bedienet, die kaum verdienen mit den ſchlechteſten Municipalſtädten des Römiſchen Staates in Vergleichung geſezet zu werden.

befleket. Er ſieht ſich auf dem Richterſtuhle in einem Charakter, der ihn zittern machet. An Gottes Statt der Vertheidiger der Unſchuld, der Beſtrafer des Laſters, der Belohner der Tugend, der Vater der Waiſen und der Beſchüzer der Wittwen zu ſeyn, iſt in ſeinem Sinne die ſchwereſte Pflicht die einem Sterblichen auferleget werden kann. Die Ehre des Bürgers, die Güter deſſelben, deſſen Ruhe, ſind ihm anvertraute Heiligtümer, die er anderſt nicht als mit einem ehrforchtsvollen Schauer betrachtet. Er behandelt dieſelben mit der äuſſerſten Behutſamkeit und der zärtlichſten Sorgfalt deren er fähig iſt. Er verbannet aus ſeinem Herzen alle Vorurteile die ſein Gewiſſen überraſchen, und alle Leidenſchaften die ſeine Sinnen verblenden könnten. Es verſchwinden alsdann die Macht, das Anſehen, und die Verdienſte des Groſſen vor dem Rechte des niedrigſten und des lezten ſeiner Mitbürger; und die gute Sache ſeines ärgſten Feindes beſieget die Zärtlichkeit gegen ſeinen vertrauteſten Freund.

In

In ſeiner Jugend hat er mit einer ruhmwürdigen Neugierde allem demjenigen nachgeforſchet, was Menſchen glüklich und Staaten blühend machen kann. Nun iſt er unermüdet ſeine Kenntniſſe zu dem Beſten des Vaterlandes anzuwenden. Er kennet den Einfluß den die Wiſſenſchaften in die Glükſeligkeit des Lebens haben. Er iſt unendlich weit entfernet von der Barbarey des Oſtrogothen, der alle Vortheile nur nach den Procenten ſchäzet, und der dem ſich erniedrigenden Gelehrten nur darum den Zutritt gönnet, weil er ſich zu einem verächtlichen Werkzeuge ſeiner Leidenſchaften und ſeines Eigennuzens gebrauchen läſt. Einen ſolchen Aftergelehrten, deren es leider nur allzu viele giebt, ſiehet er an als einen unglüklichen Abtrünnigen aus der Schule der Weisheit, als des Namens eines Gelehrten unwürdig, als einen gefallenen Engel. Die wahre Gelehrtheit hingegen verehret er als eines der koſtbarſten Geſchenke des Himmels, als die Quelle unendlicher Glükſeligkeiten, und als das Mittel alle menſchlichen

Künſte, Gewerb und Stände vollkommner zu machen. Er hält es ſich deshalben zur Ehre ein Beſchüzer und Vertheidiger derſelben zu ſeyn, und glaubet dem Vaterlande nie würklichere Dienſte zu leiſten als wann er etwas zu der Beförderung derſelben beyträgt. Er bedauert mit einer unausdrüklichen Wehmut das Loos der Staaten wo dieſelbe verbannet, unterdrüket, und verachtet iſt. Er kennet kein untrieglichers Merkmal der Barbarey und des Verfalls eines Staates. *

Eine

* Der Zuſtand eines Landes, wo die Gelehrtheit in einer ſchlechten Achtung iſt, und die Empfindungen die derſelbe erweken ſoll, ſind lebhaft beſchrieben von dem berühmten Baſeliſchen Rechtsgelehrten Herrn Johann Rudolf Iſelin, in ſeiner Antrittsrede. Dieſe Stelle iſt allzuſchön und allzumerkwürdig, als daß man nicht hoffen ſollte ſich durch die auch ſchwache und der Schönheit des Urſtükes bey weitem nicht beykommende Ueberſezung derſelben um alle diejenigen Liebhaber verdient zu machen, die der lateiniſchen Sprache nicht kundig ſind. Hier iſt ſie: „ Ehe „ ich meine Stelle antrat, trachtete ich das „ Land zu erforſchen, das ich in der Zukunft zu „ bewohnen hatte. Ich ſuchte mich mit deſſen

Eine gleiche Sinnesart heget er gegen Künſte, Handwerke, Gewerbe, und gegen die Handelſchaft. Er

---

„ Einwohnern, Sitten und Geſezen bekannt,
„ und mir einen Entwurf meiner zukünftigen
„ Aufführung zu machen. Urtheilet, hochan-
„ ſehnliche Zuhörer, wie beſtürzt ich geweſen
„ ſeyn ſoll. da ich unſere Hörſäle beynahe öde,
„ die ſchönen Wiſſenſchaften ſelbſt bey unſern
„ Mitbürgern verachtet, und faſt keine Erkennt-
„ niß geſchäzet ſah. Da ich bemerkte daß auch
„ von denen ſelbſt, denen das Steuerruder un-
„ ſers Staates anvertrauet iſt, weder durch Ehre
„ noch durch Belohnungen, die Gelehrtheit an-
„ gefriſchet und aufgemuntert werde; da ich
„ endlich aus der täglichen Erfahrung lernete,
„ daß bey uns nichts mehr geehret ſey, als
„ Reichtum, und daß keine Kunſt die Achtung
„ unſerer Mitbürger auf ſich ziehe, als die allein,
„ die den niedrigen und unerſättlichen Durſt nach
„ Golde zum Gegenſtande hat.
„ Geld, Bürger, Geld iſt noth, Geld müſt
ihr erſt erwerben.
„ Die Tugend weicht der Münz.
„ Stellet euch, hochanſehnliche Zuhörer, vor, mit
„ welch einem niedergeſchlagnen Gemüthe ich
„ die mir aufgetragene Bürde über mich nehme.
„ Ich würde, ich geſtehe es frey, an dem Er-
„ folge aller meiner Mühen verzweifeln, wenn
„ ich nicht auf Euch, durch den Ruhm eurer
„ Gelehrtheit und Verdienſte, höchſtſchäzbare
„ Männer! alle meine Hofnung und alles mein
„ Vertrauen geſezet hätte. Ich bitte Euch alſo

Er verehret dieſelben als hauptſächliche Quellen des öffentlichen Wolſtandes, und der Emſigkeit die nie genug geprieſen werden kann, weil ſie den Müſſigang, den Urſprung alles Uebels, hemmet. Alles was dieſelben verbeſſern kann, iſt als ein höchſtſchäzbares Mittel der Blühte des Staates ein Gegenſtand ſeiner zärtlichſten Beſorgniß und Gewogenheit.

Ueber alles aber findet er den Feldbau ſeiner beſondern Huld und Achtung würdig. In ſeinen unverblendeten Augen iſt der von den meiſten verachtete und gedrükte Stand ſo ſich damit beſchäftigt die Grund-

---

„ ſo innſtändig als ich immer kann, ich be-
„ ſchwöre euch bey allem was euch, wie allen
„ Tugendhaften am liebſten iſt, bey dem Heile
„ des Staates und der hohen Schule ſelbſt;
„ gebet nicht mehr zu, daß die Wiſſenſchaften
„ ſo ſehr verachtet und mißkennet werden. Ver-
„ treibet aus den Gemüthern der Menſchen die
„ traurigen Vorurteile die unſern Staat bef.ken.
„ Beſtrebet euch auf das nachdrüklichſte die Ehre
„ und den Glanz unſerer hohen Schule wieder
„ herzuſtellen. Zeiget daß eine Republik nicht
„ beſtehen kann, aus deren die ſchönen Wiſſen-
„ ſchaften und die Gelehrtheit verbannet ſind.„

Grundfeſte der menſchlichen Geſellſchaft und des Staates. Er glaubet alſo daß der Regent nie zärtlich genug für das Wol, die Begünſtigung und die Aufmunterung deſſelben beſorgt ſeyn könne.

Da aus der Blühte und dem richtigen Verhältniſſe dieſer vereinigten Stände die Vollkommenheit und Glükſeligkeit des gemeinen Weſens entſtehet, ſo gehet alle ſeine Sorge dahin, jeden von denſelben ſonderbar ſo ſehr zu verbeſſern als es möglich iſt, und zwiſchen allen das zu dem Wol des Vaterlandes erforderliche Gleichgewicht zu erhalten. Den einen mit Hindanſezung der andern begünſtigen hielt er für eine Dummheit und für ein Verbrechen wider den Staat.

Selbſt tugendhaft iſt er überzeuget, daß die Tugend und die guten Sitten zu der Glükſeligkeit des Vaterlandes unumgänglich ſind. Er empfindet die glükſelige Ordnung, welche die Tugend in ſeinem Herzen und in ſeinem Geiſte würket; wie könnte ihm verborgen ſeyn, welch eine erhabne

und bewunderungswürdige Harmonie, und welch ein nicht genug zu preiſender Ruhſtand durch der Bürger ihre in dem Staate verurſachet werden müſſe. Die tägliche Erfahrung belehret ihn, wie ſehr die Leidenſchaften, die Laſter, die Verbrechen die Gemüther der Menſchen, und die Verfaſſung des Staates zerrütten, wie Elend, Zerfall, Zwietracht, und eine unendliche Reihe der abſcheulichſten Uebel aus dieſen trüben Quellen flieſſen, und die Erde zu dem Schauplaze aller Greuel und aller Unthaten erniedrigen. Es iſt deshalben alles was in die Sitten einen Einfluß haben kann, ihm äuſſerſt wichtig. Hier erkennet er nichts für gleichgültig und nichts für geringe. Pracht, Wolluſt, Weichlichkeit, Ueppigkeit, Habſucht, Ehrgeiz und andere Werkzeuge und Folgen der Verderbniß verfolget er mit einem heroiſchen Muthe, und ſinnet immer auf die kräftigſten Mittel, die denſelben entgegengeſezten Tugenden in die Herzen der Bürger zu pflanzen.

Die

Die Religion ſiehet er als das vornehmſte derſelben an. Da ſie das göttliche Ebenbild in dem Menſchen wieder herſtellt und entwikelt, da ſie denſelben zu einer glükſeligen Ewigkeit bereitet, bildet ſie auch in ihm den guten Bürger, und das nüzliche Mitglied der Geſellſchaft, durch die gleichen übernatürlichen und göttlichen Kräfte. Er wünſchet alſo nichts ſo ſehnlich als dieſelbe aller Herzen einzuprägen, und in allen Gemüthern würkſam zu machen. Zu dem Ende arbeitet er mit unermüdetem Fleiſſe an der zwiſchen dem Staate und der Kirche ſo nöthigen Harmonie. Er weiß, daß kein gemeines Weſen wahrhaftig glüklich ſeyn kann, wo nicht in der Kirche die wahre Gottesfurcht blühet, und daß dieſe, wenn die geziemende Ordnung darinnen nicht unterhalten wird, unmöglich beſtehen könne. Es iſt daher eine ſeiner ſchwereſten und wichtigſten Sorgen, die der Geiſtlichkeit gebührende Rechte und Ehrfurcht auf eine ſolche Weiſe zu handhaben, daß dadurch der Ehrgeiz, die Herrſchſucht und der

Eigennuzen, welche ſich ſchon ſo oft der Herzen der Prieſterſchaft bemächtigt haben, nicht die Oberhand gewinnen, und den Geiſt des Chriſtentums und der Religion aus der Kirche ſelbſt verbannen.

Mit einem unverſöhnlichen Haſſe gegen den Geiſt der Verfolgung und der Unertragenheit, iſt er immer zärtlich beſorget, die Liebe, die Einigkeit und den Frieden in der Kirche zu pflanzen. Er kennet kein kräftigeres Mittel die Irrenden zurechte zu bringen, als die Sanftmuth, und verabſcheuet Zwang, Gefängniſſe, Inquiſitionen und Strafen als des Geiſtes der Religion, der die Liebe ſelbſt iſt, unwürdig. Er weiß, daß in der Kirche eine chriſtliche, wie in dem Staate eine bürgerliche, Freyheit herrſchen, und daß die Verſchiedenheit der Denkungsart weder eine Trennung der Gemüther, noch eine Zernichtung der Liebe würken ſoll.

Die bürgerliche Freyheit, die Seele des Staates, die in der durchgängigen Gleichheit der

Bürger

Bürger zu dem Genuſſe der Glükſeligkeit, in Behauptung der Ordnung, die das allgemeine Beſte erfodert, und in heiliger Beobachtung der dahin abzwekenden Geſeze beſtehet; dieſe bürgerliche Freyheit hält er für das erhabenſte Vorrecht, das er als ein Bürger genießt, und für ein ihm anvertrautes Heiligtum, das er als ſeinen Augapfel verwahren ſoll. Ihn ſchreket nicht die Ungebundenheit des nach der Anarchie ſtrebenden, und Ausgelaſſenheit für Freyheit anſehenden Pöbels, noch der herrſchſüchtige Stolz der nach der Oligarchie ſchnappenden Mächtigen. Beyden widerſtehet er als für das Vaterland gleich furchtbaren Feinden mit einem wahren Heldenmuthe. Er hat ſeit dem erſten Augenblike an, da er ſich dem Dienſte des Staates gewidmet, den Schlimmen und Ungerechten, oder vielmehr ihren Laſtern und verderblichen Abſichten, einen ewigen Krieg angekündet. Dieſem durch eine niedrige Verſöhnung mit den Feinden deſſelben entſagen, wäre für ihn ein Verbrechen, das ſein ruhmvolles

Leben mit unauslöſchlicher Schande beflekent, und alle ſeine Tugenden auf einmal zernichten würde. Sollte er auch immer unterligen, ſollten auch Bosheit, Ungerechtigkeit und Tyranney, durch ihre unglükſelige Uebermacht in jedem Kampfe über ſeine Tugend und ſeine redlichen Abſichten ſiegen, ſo wird er doch nicht müde werden einen ſo rühmlichen Streit fortzuführen, und bis auf den lezten Odemzug für die gute Sache zu kämpfen.

So durchlebet er die mühſamen Tage, die ihm der Himmel ſchenket. In dem Dienſte anderer verzehret er ſeine Kräfte. Um ſeine erhabnen Pflichten allein beſorget, widmet er der ſüſſen Ruhe, und den herzerquikenden Freuden nur die Stunden, die ihm der Staat übrig läſt. Und dieſe Freuden ſchöpfet er allein aus dem Umgange tugendhafter und würdiger Freunde, aus den Lehren der Weisheit, aus denen Schriften der Dichter, und aus den troſtreichen Büchern der Religion.

Dieſes

Dieſes ſind ſeine erhabnen Vorbereitungen zu einem beſſern Leben. Ohne Furcht ſiehet er die Stunde heranrüken, die ſeine edle Seele in daſſelbe verſezen ſoll. Ohne Zittern ſiehet er dem Schreken aller Schreken entgegen, und voll heiliger Zuverſicht wirft er ſich in den Schooß der göttlichen Gnaden. In dem Augenblike ſeiner Befreyung umgeben triumphierende Engel, die ehemals auf dieſer Erden als Patrioten und tugendhafte Bürger Völker glükſelig gemacht hatten, ſein Sterbbette, und führen den unſchuldigen Geiſt frolokend vor den Thron des allgemeinen Vaters, wo er als ein getreuer Knecht die Belohnung ſeiner Tugend, und die Vergeltung ſeiner Mühen in reichem Maſſe erhalten wird.

Der Antipatriot,

An den

Verfaſſer des Patrioten.

Nemo malus felix.

Juvenalis.

Mit kühnem und löblichem Muthe, haſt du es gewaget den Guten zu ſchildern; du hofteſt ohne Zweifel die Herzen, in denen die heiligen Funken des angebohrnen Adels noch nicht erloſchen ſind, zu der Liebe der Tugend, und zu, einer erhabnen Seele würdigen, Nacheiferung anzuflammen. Von eben dem Eifer angefeuert, will ich nun das Bild des Schlimmen entwerfen. Die häßlichen Züge der Verderbniß, mit ihren natürlichen Farben geſchildert, werden auch vielleicht minder edle Seelen, die bereits für die feinen Schönheiten der Tugend unfühlbar ſind, abſchreken, einer ſo abſcheulichen Tyrannin ihr Leben, das ſie GOtt,

der

der Tugend und dem **Vaterlande** ſchuldig ſind, aufzuopfern. Vielleicht wird dadurch mancher, der ſchon auf der Bahn des Laſters, einer beſſern Beſtimmung würdig, dem Untergange entgegen eilte, ſchamroth ſeine unſelige Blindheit erkennen, und ſich aus deſſen unwürdigen Banden in die Freyheit ſchwingen, für die ſeine edle Seele geſchaffen war.

Ihn hat keine ſegnende Stimme der Eltern dem **Himmel** noch dem Vaterlande geweyhet. Sey groß, ſey reich, ſey vornehm, waren die erſten Wünſche des Vaters, womit er ihn bewillkommete; und die erſte Sorge der Mutter war ihn zu verzärteln, und ein artiges Kind aus ihm zu bilden. Ohne Abſichten auf die erhabne Beſtimmung des Menſchen lieſſen ſie den verwöhnten Knaben aufwachſen. Bey Zeiten ward er gewöhnet ſich von andern zu unterſcheiden, und zu empfinden, wie weit er über dieſelben erhoben ſeyn ſollte. Ehe er eines vernünftigen Be-

griffes fähig war, ward ſchon ſeine zarte Seele mit Bewunderung und Verehrung gegen die Reichthümer, den Pracht, die falſche Gröſſe, und alles was in den Herzen die Saamen der Tugend erſtiken kann, eingenommen.

Sein vielleicht edles, vielleicht menſchenfreundliches Gemüthe ward ſchon in den früheſten Jahren mit dem Gifte des Hochmuths, des Geizes, der Eigenheit und anderer unbürgerlicher Laſter angeſtekt, ehe noch der Liebe, der Demuth und der Güte, in demſelben ſich zu äuſſern, Zeit gelaſſen worden.

Mit dem Anwachſe ſeiner Begriffe lernete er ſeine Begierden immer weiter ausdähnen. Seinen Mitbürger, den er durch die Güter des Glükes minder geſegnet ſah, achtete er ſchon als ein Geſchöpfe von einer niederern Art. Die Gröſſe und die Glükſeligkeit anderer ward ihm ſchon eine beſtändige Quelle von Unruhen, und plagte ſeinen Geiſt mit der ausſchweifendſten Sehnſucht nach

allen

allen Gütern, die ſeinen Nächſten beglükten. Er bewunderte alles, er beneidete alles, er verlangte alles, auſſer Tugend und Weisheit. Dieſe ward er gewöhnet mit gleichgültigen Augen anzuſehn, und als Seltenheiten zu betrachten, die wie rare Medaillien nur in Cabineten verwahret, nicht aber in dem gemeinen Handel und Wandel gebraucht zu werden beſtimmet ſind.

Das ſüſſe Vergnügen, anderer Glükſeligkeit ſich ſelbſt durch eine menſchenfreundſchaftliche Theilnehmung zuzueignen, iſt ſeiner Seele immer fremde geblieben, und das Gute, ſo er ſeinem Nächſten zufälliger Weiſe gethan, nähret nur den niederträchtigen Hochmuth, womit er ſich berechtiget glaubet ſich über denſelben zu erheben, wenn es nicht bereits ein Mittel iſt ſeinen Geiz, ſeine Lüſternheit, oder ſeine Herrſchſucht zu vergnügen.

Alle Stunden ſeiner heranblühenden, und würdigen Beſchäftigungen beſtimmten Jugend, die er den Ergezlichkeiten, den Wollüſten, und

den Zerſtreuungen dieſes ſchlüpfrigen Alters entreiſſen kann, widmet er den Künſten und Erkenntniſſen, durch die er glaubet ſeine feurigen Begierden groß, vornehm und reich zu werden, dereinſt erfüllen zu können. Aus denen Wiſſenſchaften, in welchen der Tugendhafte die Nahrung und Stärke ſeiner Rechtſchaffenheit, ſeiner Redlichkeit und ſeiner Unſchuld findet, ſammelt er mit einer verderbten und flüchtigen Neugierde einige wenige Säze, die ſein mit Vorurtheilen geblendeter Verſtand verkehrt faſſet, und die ſein verderbtes Herz vergiftet.

Dieſe Verderbniſſe ſeines Verſtandes und ſeines Herzens, und die Zerſtreuung, darinnen ihn ſeine üppige und wollüſtige Lebensart unterhält, halten vor ihm die Geheimniſſe der Weisheit und den erhabnen Gebrauch der Wiſſenſchaften verborgen. In dieſer unſeligen Blindheit verfehlet er, durch täuſchende Irrlichter verleitet, die Bahn der Tugend, und erwirbt ſich eine Erkenntniß,

niß, die trauriger und fataler iſt, als die ſchwärzeſte Finſterniß der dichteſten Unwiſſenheit.

In den Schulen der Weiſen achtet er nicht auf die erhabnen Merkmale der Gröſſe, der Güte, und der Weisheit des unendlichen Schöpfers, die ſich in dem kleinſten Werke der Natur, wie in dem gröſſeſten, gleich bewunderungswürdig äuſſern; noch auf die groſſen Beweggründe zur Tugend und zur Rechtſchaffenheit, ſo aus denſelben flieſſen. Er lernet nicht die in ſeiner Seele ligende Hoheit und Tugend bemerken, noch ſich zu der groſſen Beſtimmung, dazu der Schöpfer den Menſchen erſchaffen hat, würdiglich vorbereiten. Aus allem, was ſein betäubtes Ohr von den vortrefflichſten Lehren höret, faſſet ſein getäuſchter Geiſt einige unſelige Funken, die in ſeinem vergifteten Herzen alſobald zu Flammen von Freygeiſterey und von Verderbniß werden.

Die Geſchichtbücher der Reiche und der Republiken bieten ſeinem verderbten Herzen eine

äuſ-

äuſſerſt reizende Nahrung dar. Er lernet darinnen dem ſo oft mit glüklichem Erfolge gekrönten Laſter die Kunſt ab, die Tugend und die Unſchuld zu hintergehen, und ſich durch Liſt, Betrug, und alle krummen Wege zu der Höhe zu erheben, die nur den Verdienſten gebühret.

Für ihn iſt die Staatskunſt nur die Geſchiklichkeit ſeine eigene Gröſſe, Macht, und Hoheit zu befördern, und alle übrigen Mitbürger zu Werkzeugen davon zu machen. Dieſe lernet er von Machiavell, und auf dieſe gründet er ſeine Begriffe von Recht nud Unrecht, und das ganze Syſtem ſeiner ungerechten Rechtsgelehrtheit.

Um die ehemaligen Schikſale des Staates bekümmert er ſich eben weiter nicht, als um daraus die Exempel zu ziehen, womit er ſeine ſchlimmen Abſichten bemänteln kann. Deſſen diesmahlige Umſtände, Schwachheit und Gebrechen, erforſchet er deſto fleißiger, je mehr er hoffet ſich dieſelben zu Nuzen machen zu können.

Mit

Mit dieſen Waffen der Ungerechtigkeit, des Ehrgeizes, und der Bosheit verſehen, begiebt er ſich unter dem Namen eines tüchtigen und würdigen Mannes in den Dienſt des Vaterlandes. So denkt er ſich würdig zu regieren, indem ſeine unglükſelige Seele von unzählbaren Tyrannen beherrſchet iſt. Eine unerſättliche Begierde nach Reichtümern, die unbändige Herrſchſucht, die keine Schranken kennende Ehrbegierde, die niederträchtige Wolluſt, mit ihrem ganzen Gefolge von Laſtern und Widerſprüchen, verfolgen ihn von der erſten Stufe der Ehren an bis zu dem Conſulate.

In allen ſeinen Handlungen ſuchet er nichts als den Beyfall des flüchtigen Volkes, ſeinen eigenen Vortheil, eine Ehre die eine wahre Schande iſt, weil ſie ſich nicht auf Tugend gründet; und in allem dieſem eine Glükſeligkeit, die ſo eitel iſt als der Grund auf dem ſie beruhet, und die ein jeder widerwärtige Wind, und eine jede eigenſinnige Veränderung des Volkes zernichten kann.

Er mißkennet die heiligen Grundgeſeze der Weisheit und der Gerechtigkeit; und da er ſich ſelbſt zu dem Mittelpunkte des Staates machet, ſo hat ſeine kleine Seele nicht den geringſten Begriff von einem allgemeinen Beſten.

Dieſe Worte lernet er indeſſen den Tugendhaften ab, und machet ſich auch bey denen Anläſſen, da er am meiſten dawider handelt, damit vor den Augen des geblendeten Haufens groß. Unter dem Scheine der zärtlichſten Sorge für das Heil des Volkes bekämpft er das Vaterland ſelbſt, und vereitelt die weiſeſten Vorſchläge, die von Patrioten aus der reineſten Liebe gegen das allgemeine Beſte entworfen worden. Er weiß mit einer dädaliſchen Kunſt den Eigennuzen der Schlimmen dem allgemeinen Guten als einen undurchdringlichen Schild entgegen zu ſezen, und für den einfältigen Wolgeſinnten, Schatten von Vortheilen und Schaden herzuzaubern, welche die wahren Geſtalten der Dinge verdringen, und

anſtatt

anſtatt Wahrheit und Freyheit, Lügen und Sclaverey triumphieren machen. So wird ſein und ſeiner Partey Beſtes das Beſte des Staates, das Heil des Volkes, und die Stüze der allgemeinen Glükſeligkeit. So erwirbt er ſich bey den Einfältigen Verehrung, bey den Schwachen Furcht, und bey den Weiſen Verachtung.

Wie ſeine Herrſchſucht und Ehrbegierde keine Schranken und keine Geſeze kennen, ſo iſt ihm auch kein Mittel zu niedrig ſeine Würden und ſeine Ehrenſtellen zu vermehren. Er nimmt zu dieſem Ende wie ein wahrer Proteus tauſenderlei Geſtalten an. Meiſtens iſt er in dem Anfange kriechend und demüthig. Gegen einen jeden ſchmeichelhaft gewinnet er dieſen mit Lob und Ehrenbezeugungen, die er ihm in ſeinem Herzen verſaget, jenen mit einer ſcheinbaren Vertraulichkeit, womit er deſſen einfältige Aufrichtigkeit hintergeht, einen andern mit einem betriegeriſchen Hand

 drüken,

drüken, das er mit den liebreichen Bliken einer Freundſchaft, die er gegen ihn nicht empfindet, begleitet. Er beſizet in dem höchſten Grade die niederträchtige Kunſt die Gedanken ſeines Herzens zu verläugnen. Allen redet er dasjenige, was er weiß, daß ſie es gerne hören, und wodurch er ſich verſpricht derſelben Beyfall und Hochachtung zu erwerben. So bald er aber etwas erſtarket iſt, und anfängt mit eignen Schwingen zu fliegen, ſo braucht er dieſe Künſte nur gegen diejenigen, die er deſſen nicht unwürdig achtet. Den geringſten, verächtlichſten, und ärmſten Haufen weiß er durch eine kluge Austheilung des Ueberfluſſes von ſeinen Reichthümern und durch geſchikt angewandte Belohnungen ſich zuzueignen. Andere feſſelt er durch Dienſte, die er ihnen auf eine Art leiſtet, daß er ſie durch die Entziehung derſelben nach einem jeden Ungehorſam unglüklich machen kann. Die Schwachen machet er ſich durch Drohungen zu Sclaven, und die Eigennüzigen mit Verſprechungen zu Freunden, oder vielmehr zu Mithaften, denn der

Name

Name eines Freundes iſt für Schlimme allzu edel. Insbeſondere trachtet er alle diejenigen zu vernichten und verhaßt zu machen, die ihm in dem Lichte ſtehen möchten; vor allen andern aber die Tugendhaften. Mit den Schlimmen kann er ſich vereinigen, und Anſehn und Gewalt theilen. Der Gute aber verabſcheuet eine Gemeinſchaft, dadurch der Staat zu einem Raube gemachet und der Bürger unterdrüket wird; und vor ihm hält ſich billich der Schlimme niemals geſichert, bis er ihn völlig unterdrüket hat.

In Betrachtung der Seinigen denket er auf die gleiche Weiſe wie für ſich ſelbſten. Er kennet in dem Staate nur ſeine Verwandten. Seine Familie machet für ihn eigentlich das Vaterland aus. Ihm angehören iſt ſchon eine Eigenſchaft, die zu allen Ehrenſtellen und Bedienungen die erforderliche Würdigkeit giebt; und ſeine Clienten erkennen an den Seinigen eben die Verdienſte die ſie an ihm verehren. Mit einer gerechten Erkennt-

lichkeit weiß er dagegen auch dieſelben mit Gegendienſten zu belohnen, die einer ſolchen Gefälligkeit würdig ſind, oder auf ſolche Weiſe zu befördern, daß ſie, theils ihm als Werkzeuge ſeiner Abſichten dienen, theils Pläze verſizen können, die durch Tugendhafte und Würdige zu ſeinem gröſten Nachtheile beſeſſen würden.

Sein niederträchtiges Herz hat die erhabne Pflicht der Gerechtigkeit nie gekannt. Er hat die Gröſſe und die Wichtigkeit des Richteramtes nie empfunden. Er pochet darauf, daß er an Gottes ſtatt auf dem Richterſtuhle ſizet. Dieſer groſſe Charakter aber wirket bey ihm nichts als Hochmuth. Er iſt unempfindlich gegen die gedrükte Unſchuld, gleichgültig gegen die Tugend, ohne Abſcheu vor dem Laſter, unfühlbar für die betrübten Umſtände der Wittwen und der Waiſen, und auf nichts bedacht als ſich ſelbſt zu vergröſſern und zu bereichern. Er ſiehet alſo das Richteramt anderſt nicht an als wie ein Mittel zu dieſem unwürdigen Endzweke zu gelangen.

gen. Alle ſeine Sprüche, alle ſeine Entſcheide flieſſen aus dieſer unreinen Quelle. Recht iſt, was ihm, den Seinigen, und ſeinen Elienten nüzet: Unrecht, was ihnen ſchadet. Er hat weder vor göttlichen noch vor menſchlichen Geſezen die geringſte Ehrfurcht. Er erkeñet keine andern als die Begierden und Neigungen ſeines verderbten und ausſchweifenden Herzens. Dieſe vergiften auch die gerechteſten und weiſeſten Sprüche, die ſein unreiner Mund ertheilet, und machen die Gerechtigkeit ſelbſt durch ſeine verdammliche Entweihung zur Ungerechtigkeit.

Sein übelgeartetes Herz hat das Groſſe und Erhabne, das in den Wiſſenſchaften ligt, niemals empfunden. Er hat die Gelehrtheit niemals anderſt kennen gelernet als wie ein Handwerk, dem man ſich ergiebt um ſein Stük Brod zu gewinnen. Er kennet ſie nicht als die Lehrerin der Tugend, der Rechtſchaffenheit, der Redlichkeit, der Standhaftigkeit, der guten Sitten, und aller derjenigen Künſte, dadurch die menſchliche Geſellſchaft vollkom̃ner gemacht und beglükſeligt wird. In dieſe Geheim-

niſſe iſt ſein Geiſt niemals eingedrungen. Was er davon ungefähr gewahr worden, hat in ihm nur einen Haß wider die wahre Gelehrtheit erweket, der eben ſo groß iſt als ſeine Furcht vor der falſchen, die er mit allen ihren gefährlichen Folgen aus dem Grunde kennet, da ſie das Werkzeug ſeiner verderblichen Abſichten iſt. Wie vor dem mit ihm gleich ſchlimm gearteten Gelehrten, ſo zittert er auch vor dem rechtſchaffnen. Des erſtern Bosheit iſt ihm nicht ſo furchtbar als des leztern Tugend. Er ſuchet daher beyde gleich verdächtig zu machen. Er ſchwärzet den verehrungswürdigen Charakter des Gelehrten eben ſo ſehr an als es die häßliche Geſtalt des Aftergelehrten verdienet. Er ſuchet ſo wol den einen als den andern aus dem Staate zu verbannen, und für ewig von allem Antheile an der Regierung auszuſchlieſſen. Der Gelehrte, ausgenommen derjenige, der unter ſeine Fahne geſchworen hat, und ſich vor ſeiner Hoheit gebührend zu ſchmiegen weiß, verdienet die Ehre nicht ein Bürger zu heiſſen. Ein jeder ſeiner Gedanken iſt ihm verdächtig, und jede ſei-

ner

ner Meinungen iſt anſtekend, ſeine Sinnesart iſt unbiegſam, ſein Hang nach der Freyheit ſo wol in dem Denken als in dem Reden und Handeln iſt unerträglich, ſeine Unerſchrokenheit iſt äuſſerſt gefährlich, alles an ihm iſt von uns andern unterſchieden, er gehöret in ein ander Element, und ſoll ſich alſo nicht unterſtehen mit uns in Gemeinſchaft zu treten.

Gegen die Künſte, die Handwerke, die Gewerbe, die Handelſchaft heget er eine Gleichgültigkeit, die eben ſo niederträchtig iſt, als unumſchränkt ſein Eigennuzen. Er miſſet den Werth aller dieſer Dinge nach dem Einfluſſe welchen dieſelben in ſeine beſondern Abſichten haben. Er kennet keine andern Grundregeln ſeiner Handlungen. Wenn nur ſein Gewerb, wenn nur ſeine Unternehmungen glüklich fortgehen, wenn nur ſeine und der Seinigen Felder grünen, was bekümmert er ſich um die Saat, was bekümmert er ſich um das Glük und das Unglük ſeines Nachbarn. Wenn er für ſich ſelbſt geſorget hat, ſo hat er für alles geſorget. Wie ſollte er um die Mittel, die Glükſeligkeit und den Wolſtand durch

 Beför-

Beförderung der Künſte, der Handwerke, der Gewerbe und der Handelſchaft in dem Staate gemein zu machen beſorget ſeyn? Er denket an nichts als alle andern zu Handlangern ſeiner Bereicherung und ſeiner Gröſſe zu machen. Anderer Glükſeligkeit iſt eine Hinterniß der ſeinigen. Er allein ſoll groß, er allein ſoll reich, er allein ſoll mächtig ſeyn. Die andern ſind geſchaffen ihm zu dienen; und ſind nicht weiter wichtig als in ſo ferne ſie viel oder wenig Einfluß in ſeine eigenen Umſtände haben. Die ſchönſten, die vortrefflichſten, die nüzlichſten Sachen haben in ſeinen Augen keinen andern Preis; und ſollte, was ſeine niederträchtigen Abſichten nur im geringſten hindert, die Glükſeligkeit ſeines Vaterlandes auf ewig befeſtigen, ſo wird er Himmel und Erde bewegen daſſelbe zu hintertreiben.

Sein Herz, der Siz der Wolluſt, der Ueppigkeit, und des Eigennuzes, hat die Schönheit und die Vortrefflichkeit der Tugend nie geſchmeket. Lauter Begierde, lauter Unordnung, lauter Widerſpruch,

ſpruch, kann er ſich die glükſeligen Folgen die aus Ordnung, aus Mäſſigung, aus Uebereinſtimmung entſtehen, unmöglich vorſtellen. Er hält alles dieſes für Träume der Geiſtlichen und der Weltweiſen, die ihren Plaz nirgendswo als in einer platoniſchen Republik zu erwarten haben. Seine Lüſte, ſeine Begierden, ſeine Leidenſchaften ſind die einzigen Triebe die ihn beſeelen. Dieſen opfert er ſeine Pflichten, ſeine Eide, ſeiner Mitbürger und ſeines Vaterlandes Heil und Wolfart ohne Scheu und ohne Gewiſſen auf. Der Staat ſelbſt muß zu der Erfüllung ſeiner unreinen Triebe die der gemeinen Wolfart gewidmeten Schäze hergeben. Wie ſeine Clienten ſo belohnet er auch die Gegenſtände ſeiner niederträchtigen Wollüſte aus dem gemeinen Gute. Hier gilt ihm alles gleich. Das zu dem Behufe der Armuth geheiligte wird, wie das zu der Belohnung der Verdienſte, und zu der Aufmunterung der Emſigkeit beſtimmte, entweder ein Preis der Sclaverey oder ein H * *lohn. Er ſchämet ſich nicht der Beſchüzer der

Kuppler und der Kupplerinnen, und der Verteidiger der leichtfertigſten Dirnen zu ſeyn. Sein Haus, das die Zuflucht der Unſchuld, und ein Schauplaz guter Beyſpiele ſeyn ſollte, ſtehet dieſem Geſindel beſtändig offen. Weit entfernet ſich ſolcher Unordnungen zu ſchämen, iſt er ſtolz auf ſeine Laſter, und rühmet ſich ſeiner Verbrechen. Wie er nie beredter iſt als wenn er das gemeine Beſte zum Behufe ſeiner verderblichen Abſichten bekämpfet, ſo iſt er nie wiziger als wenn er die Tugend lächerlich machet.

So wenig ihm das Heil des Vaterlandes angelegen iſt, ſo wenig er ſich um das Wolſeyn ſeines Mitbürgers bekümmert, ſo wenig er Ehrfurcht und Liebe für die Tugend heget, eben ſo wenig iſt er beſorget dieſelbe in dem Staate auszubreiten. Er ſcheuet im Gegentheile jeden Tugendhaften als einen Zeugen, der wider ihn auftritt ihm ſeine Verbrechen vorzuwerfen, und fürchtet denſelben als einen Widerſpenſtigen, der unter ſeinem Joche ſeinen Naken zu biegen verſagen darf. Er empfindet

wie ſchlecht ſein Anſehn und wie gering ſeine Macht ſeyn würde, wenn Tugend, Unſchuld und die damit verknüpfte Herzhaftigkeit und Liebe zur Freyheit bey den Bürgern gemein werden ſollten. Er befürchtet nichts ſo ſehr als die daraus entſtehende Ruhe, Einigkeit und Liebe derſelben; dieſe würden für ihn ſo gefährlich ſeyn als glükſelig für den Staat. Er iſt deshalben eben ſo weit entfernet dieſelben zu begünſtigen, und im Ernſte an der Beföderung der guten Sitten, der Mäßigung, und der gemeinen Ordnung zu arbeiten, ſo ſehr er ſich mit dem Scheine des Eifers, den er für dieſelben bezeuget, bey den Einfältigen beliebt und verehrungswürdig zu machen trachtet.

Von derſelben Art iſt auch ſein Eifer für die Religion. Da ſein verkehrtes Herz mit der erhabnen Sittenlehre derſelben in einem beſtändigen Widerſpruche iſt, ſiehet er ſolche nicht anders an als wie eine Erfindung der Staatskunſt, und einen Zaum, womit Einfalt und Dummheit von der Liſt nach ihren Abſichten gelenket wird. So

unfühlbar er für das Göttliche iſt, das dieſelbe auch bey den wildeſten Gemüthern verehrungs-würdig machet, ſo ſehr kennet er den Einfluß, den ſie in die Denkungsart, in die Gemüthsbewegungen und in die Handlungen des Volkes hat. Er weiß, wie groß, wie beredend, wie mächtig ſie iſt. Er ziehet alſo ungeſcheut ihre Larve an, und wird ein Betrüger an GOtt und den Menſchen. Der redlichſte, der aufrichtigſte, der frömmſte Chriſt iſt in Ausübung der äuſſerlichen Pflichten derſelben nicht eifriger als er. Der feurigſte Orthodoxe kämpfet nicht mit der Hize wider einen unſchuldigen Nonconformiſten wie er. Er kennet keine Qual die hart genug iſt diejenigen nach Verdienſt zu züchtigen, die ſich erkühnen dörfen anderſt zu denken als er und die herrſchende Kirche. Wer ſich nur verdächtig machet, daß er die verhaßten Grundſäze eines Sonderlings begünſtiget, wird von ihm in die verworfne Claſſe der Kezer geſezet, und wer das Unglük hat in den geringſten Irrtum zu verfallen, für den ſind Bande, Schwerdt und

Jener noch zu gelinde Strafen. Dieſes heiſſet er die Einigkeit und den Ruheſtand der Kirche erhalten, die Gottſeligkeit pflanzen, und die Ehre des Allerhöchſten befördern. Wenn er nur durch dieſes abſcheuliche Blendwerk ſeine verdammlichen Abſichten erreichet, wenn er die Einfalt und oft die Tugend und Frömmigkeit ſelbſt berüket, ſo bekümmert er ſich weder um das Anſehen und die Ehrfurcht, die dem geiſtlichen Stande gebühret, noch um die Ordnung, die in der Kirche herrſchen ſoll, noch um die Ehre des GOttes, den ſein Herze verläugnet. Ihm iſt alsdann alles gleichgültig, und Meineid, Liebloſigkeit, Verrähterey, Rachbegierde, und alle Greuel, welche die Religion, und ihre allerheiligſten Urheber verdammen, ſind in ſeinen Augen nichts als Kinderſpiel, und auf das höchſte unvermeidliche Staatsſünden.

Selbſt ein Sclave ſeiner Leidenſchaften und ſeiner ungeſtümen und übelgeordneten Begierden, hat er die wahre Freyheit nie gekannt. Wie er dieſem

ſem ſeinem Tyrannen blindlings gehorchet, ſo fodert er auch von andern eine unbedingte Unterwürſigkeit. Er verehret weder die Geſeze, noch den Bürger, zu deſſen Wolfart dieſelben geordnet ſind. Alles muß ſeinem Willen, ſeinem Eigennuzen, und ſeiner Herrſchſucht weichen. Er empfindet wie gefährlich es für ihn und ſeine ſchliñen Abſichten ſeyn würde, wenn der wahre Geiſt der Freyheit in dem Herzen des Volkes rege werden ſollte. Er weiß wie wichtig es für ihn iſt, daß dieſer unterdrüket, und auch die ſchwächſten Funken davon erſtiket werden. Ungebundenheit, Frechheit, Ausgelaſſenheit, Frefel und Ungehorſam ſind für ihn lange nicht ſo furchtbar. Er machet dieſelben im Gegentheile zu Werkzeugen ſeines Ehrgeizes und ſeiner Tyranney. Wider die Tugend, die er unterdrüket, ſuchet er Hülfe und Beyſtand bey dem Laſter und dem Frefel, die er begünſtigt. Er wirft ſich zu dem Beſchüzer und Schmeichler der ſchlimmſten und der verwegenſten des Volkes auf. Er wird derſelben Zuflucht gegen den Eifer der Guten, und die

Strenge

Strenge der Geſeze. Er brauchet dieſelben dagegen als getreue Trabanten, durch die er den beſcheidnen und furchtſamen Bürger in der Ehrfurcht und in der Sclaverey erhält, die Freyheit des Staates ungeſcheut zernichtet, und ſeine landverderblichen Anſchläge und Unternehmungen triumphieren machet.

So iſt ſein unglükſeliges Leben ein ununterbrochenes Gewebe von Schande, Laſter und Verbrechen. Ohne Ruhe, ohne Frieden, ohne wahres Vergnügen, flieſſen ſeine trüben Tage dahin, und reiſſen ihn dem fürchterlichen Zeitpunkt entgegen, vor deſſen Angedenken allein ſein verzagtes Herz bebet. So ſehr er dieſen finſtern Gedanken von ſich zu entfernen gedenket, ſo ſchleunig überraſchet ihn die entſcheidende Stunde. Sie kömmt daher ſchwarz und ſchreklich wie ein unglükſchwangeres Ungewitter. Die Blize der Wahrheit zerſtreuen die Finſterniſſe, die ihm die Abſcheulichkeit ſeiner Thaten bisdahin verborgen. Sie erweken ſein eingeſchlafenes Gewiſſen, den furchtbarſten und untrieg-

lichſten

lichſten aller Richter. Nun ſtellen ſich ihm alle Greuel dar, die er verübet hat. Die verführte Unſchuld, die unterdrükte Tugend, die verlezte Ehre, die verachtete Gerechtigkeit, der entweihte Eid, die mißbrauchte Religion, das mißhandelte Vaterland, und eine unzähliche Menge verübter Laſter, ſamt deren ſchreklichen Folgen zeigen ihm auf einmal die häßliche Scene ſeines vergangnen Lebens, und die fürchterliche Ausſicht in ſein künftiges. Furcht, Ungewißheit, Angſt und Verzweiflung, bemächtigen ſich der unglükſeligen Seele. Dieſe findet nun in der niedrigen, elenden, und betrieglichen Hofnung der Zernichtung keine Ruhe mehr; verläſt in dieſem Zuſtande den Leib, der ihr einziges Gut geweſen, und ſtürzet ſich in einen unendlichen Abgrund, wo ſie die unſelige Belohnung ihrer an dem Schöpfer, an ſich ſelbſt, an ihrem Nächſten, und an ihrem Vaterlande verübter Untreue zu erwarten hat.

E N D E.

Google

005664838 Google